

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

Deutschlandweites Magazin für Studierende und Soziologieinteressierte



Sex, Gender, Diversity und Reifikation (Wozu) brauchen wir (ein) Geschlecht?

„Gender - Männer weinen nicht“

Julia Wustmann

Equally Queer?

Katja Linke

Niklas Luhmann, gender, queer

Benjamin Hintz

Außerdem: Ein grafisches Essay zu Undoing Gender, eine Studie zu Geschlecht als Inszenierung beim Scherzen jugendlicher in Kasachstan, ein Interview mit Prof. Dr. Regine Gildemeister und ein Beitrag von Dr. Heinz-Jürgen Voß

Editorial

Sex, Gender, Diversion und Reifikation

(Wozu) brauchen wir (ein) Geschlecht?

Liebe Leser_innen,

seit einigen Jahren erleben die Gender Studies einen enormen Aufschwung. Fragestellungen der sex/gender-Unterscheidung oder der (De-)Konstruktion von Geschlecht werden Disziplinen übergreifend diskutiert und erlangen auch in der öffentlichen Wahrnehmung zunehmend an Relevanz. Dass sie ebenso auf ein hohes Interesse unter den Leser_innen des Soziologiemagazins stoßen, zeigen die zahlreichen Einsendungen. Vielen Dank dafür!

Wie vielschichtig und interdisziplinär die Gender-Thematik ist, davon zeugen die in diesem – mittlerweile siebenten – Heft versammelten Beiträge.

Einen kreativen Zugang zu der Frage „(Wozu) brauchen wir (ein) Geschlecht?“ hat Jędrzej Sulmowski gewählt, mit dessen grafischem Essay unsere Ausgabe eingeleitet wird. Anhand eines Alltagsbeispiels beschreibt er die soziale Zuschreibungspraxis von Geschlecht und beleuchtet die Vielfalt von Körpern hinter der ‚Gender-Brille‘.

Unsere Artikel-Rubrik eröffnet Julia Wustmann mit ihrer Analyse von Aus-

bildungsmaterial für Kinderbetreuer_innen in der Schweiz. Unter dem Titel „Gender – Männer weinen nicht“ untersucht sie, welche Paradoxien im Lehrmaterial für den Beruf der Kindes-erziehung zu finden sind und welche Schwierigkeiten damit sowohl für die Erzieher_innen als auch für die zu Erziehenden verbunden sein können. Ein Comic von Diane DiMassa steht im Mittelpunkt des englischen Artikels von Katja Linke. Anhand der Bildgeschichte legt sie dar, dass Termini zur Selbstkategorisierung wie „lesbisch“ oder „schwul“ zunehmend durch den „queer“-Begriff abgelöst werden, und zeigt Perspektiven des strategischen Gebrauchs der einzelnen Begrifflichkeiten auf. Im dritten Artikel stellt Benjamin Hintz eine Verbindung zwischen der Systemtheorie Niklas Luhmanns und den Gender bzw. Queer Studies her. Er analysiert Anschlussstellen und Möglichkeiten gegenseitiger Befruchtung jener Denkrichtungen. So eröffne etwa die Berücksichtigung der von Luhmann vor dem Hintergrund erkenntnistheoretischer Überlegungen beschriebenen Kontingenz gesellschaftlicher Praxis neue Blickwinkel in den Gender/Queer Studies.

Der Abschnitt „Teilnehmende Beobachtungen“ beginnt mit einem Interview mit der Soziologin Prof. Dr. Regine Gildemeister von der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. In dem Gespräch, das unser Redaktionsmitglied Maik Krüger führte, erläutert sie die Entwicklung und den Status quo der Geschlechterforschung innerhalb der allgemeinen Soziologie. Zudem zeigt sie Herausforderungen auf – forschungstheoretisch unter anderem weiterhin in der Untersuchung der stetigen Reproduktion von Geschlechtertrennung im Alltag. Ebenso sieht Gildemeister noch Potenzial in der öffentlichen Vermittlung soziologischer Inhalte. In diesem Zusammenhang wird auch der Bezug zu aktuellen gesellschaftspolitischen Diskussionen wie der Frauenquote hergestellt. Im zweiten Beitrag der Rubrik untersucht Bakyt Muratbayeva basierend auf empirischen Erhebungen, wie Jugendliche in Kasachstan innerhalb ihres Freundes- und Bekanntenkreises durch Scherze das Konstrukt der Zweigeschlechtlichkeit verfestigen. Theoretischer Rahmen ist hier das Konzept des Doing Gender. Ein Beitrag von Heinz-Jürgen Voß schließt unser Heft ab. Ausgehend von Karl Marx wird verdeutlicht, dass auch das sogenannte „biologische Geschlecht“ ein Produkt der Gesellschaft mit eingeschränkter

Sprache und Traditionen ist. Voß zeigt, dass die Ansichten über das „biologische Geschlecht“ historisch und damit veränderbar sind und stellt die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Verwendung der Kategorie Geschlecht infrage.

Dank der großen Anzahl an Einsendungen hätten wir sogar zwei Hefte füllen können. Daher werden einige Artikelvorschläge in den nächsten Wochen auf unserem Soziologiemagazin-Blog erscheinen.

Zum Abschluss möchten wir euch noch auf unseren neuen Call4Papers aufmerksam machen. In unserer Facebook-Umfrage hat sich dieses Mal die Kriminalsoziologie durchgesetzt. „Kriminalität und soziale Normen. Wer weicht hier eigentlich wovon ab?“ ist der Arbeitstitel, unter dem ihr uns eure Artikel schicken könnt. Darüber hinaus freuen wir uns über Beiträge auf unserem Blog. Gerne könnt ihr uns auch auf Facebook oder Twitter folgen.

Wer überdies Lust hat, in der Redaktion mitzumachen und verschiedenste Bereiche von Lektorat über Öffentlichkeitsarbeit bis Layout kennenzulernen, ist bei uns immer willkommen!

Wir wünschen euch viel Spaß beim Lesen!

Nadine Jenke und Maik Krüger

Inhalt

Editorial 2

...zum Beispiel wegen des Geschenkpapiers 6

Ein grafisches Essay zu Undoing Gender

Jedrzej Sulmowski

Beiträge

„Gender – Männer weinen nicht“ 12

Von der selbstverständlichen Schwierigkeit und der schwierigen Selbstverständlichkeit eines Begriffs

Julia Wustmann

Equally Queer? 29

Strategic Lesbianism in Diane DiMassa's *Hothead Paisan*

Katja Linke

Niklas Luhmann, gender, queer 45

Benjamin Hintz

Teilnehmende Beobachtungen

Quasi-religiöses Wissen 57

Ein Interview mit Prof. Dr. Regine Gildemeister

Maik Krüger

Geschlecht als Inszenierung Jugendlicher beim Scherzen in Kasachstan 71

Bakyt Muratbayeva

Biologisches Geschlecht ist ein Produkt von Gesellschaft!	87
Heinz-Jürgen Voß	
Veranstaltungen zum Thema	94
Das Redaktionsteam	96
Impressum	99
Call for Papers	100

Schreiben, Publizieren, Präsentieren



budrich training

bietet Schulungen für Studierende und AkademikerInnen in den Schlüsselkompetenzen der wissenschaftlichen Kommunikation – auf Deutsch und auf Englisch:

- Wissenschaftliches Schreiben
- Wissenschaftliches Publizieren
- Präsentieren und Moderieren

Wir freuen uns auf Ihre Anfrage:

budrich training

Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 •
info@budrich.de

www.budrich-academic.de • www.budrich-training.de

zum Beispiel WEGEN DES GESCHLECHT

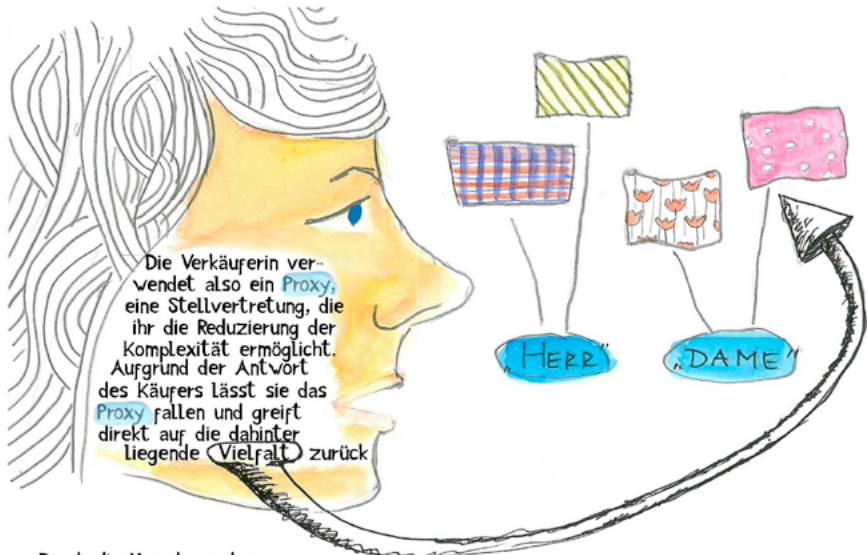
Papfers

Ein grafisches Essay
zu Undoing Gender

Yen Sulmowski

"Wozu brauchen wir Geschlecht?" ist eine inspirierende Frage. Denn sie macht es möglich zu denken, dass Geschlecht etwas sein kann, was wir nicht brauchen müssen. Wofür Geschlecht bereits Verwendung fand und weiterhin findet (Benachteiligung, Unterdrückung, Machtvollzug, Erkenntnis, Ausschluss, Anerkennung, Selbstverwirklichung) belegen zahlreiche Arbeiten der feministischen Forschung und der Gender Studies¹. Von einer Situation, in der das Geschlecht die Gesprächsbasis bildete, war ich neulich Zeuge:





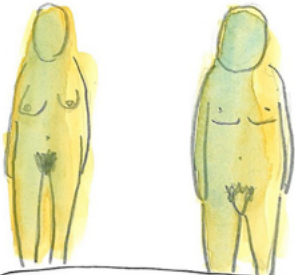
Durch die Umgehung der vergeschlechtlichten Präferenzen verliert die Kategorie Geschlecht ihre Bedeutung in der Situation. Kann hier aber schon von Undoing Gender die Rede sein? Gewiss nur ein kleiner Tropfen im Meer von Möglichkeiten. Denn sowohl Doing als auch Undoing Gender sind allgegenwärtig und wirksam in nahezu allen Lebensbereichen und Aktivitäten. Die Konstruktion von Geschlechtern findet durch Anrede, Namen, Stimmen, Kleidung, Infrastruktur, Arbeitsteilung, Verwaltung etc. statt³.

In diesem Essay soll die Praxis der Zuschreibung im Zentrum stehen. Wie kann diese Praxis für Undoing Gender relevant sein? Die Antwort auf diese Frage hängt damit zusammen, was Gender eigentlich bedeutet.



Wenn Gender in Anlehnung an Judith Butler verstanden wird,
geraten auch die so genannten physischen Geschlechter ins Wanken.
Denn für Butler gibt es keine Möglichkeit
zwischen...

GESCHLECHT



...das naturgegeben ist...

UND

GENDER



...im Sinne einer kulturell
hervorgebrachten geschlechtlichen
Identität zu unterscheiden:

„Wenn der Leib eine Situation ist“ [...], so gibt es keinen
Rückgriff auf den Körper, der nicht bereits durch kulturelle
Bedeutungen interpretiert ist. Daher kann das Geschlecht keine
vordiskursive anatomische Gegebenheit sein.“

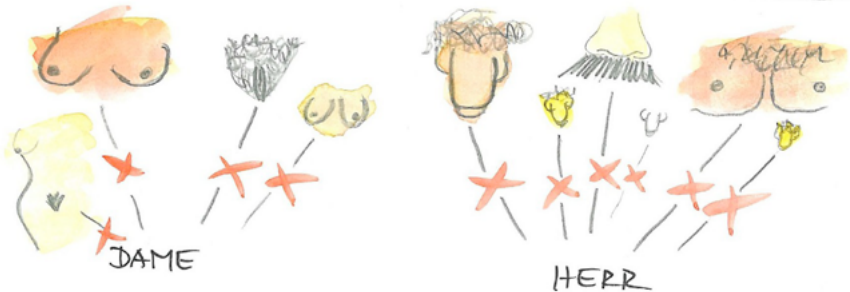
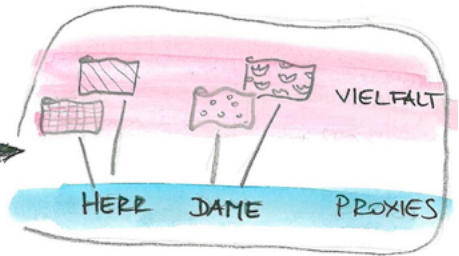


Unsere Wahrnehmung ist bereits so auf Zweigeschlecht-
lichkeit ausgerichtet, dass wir unsere Geschlechterkonstruktionen für Natur halten.

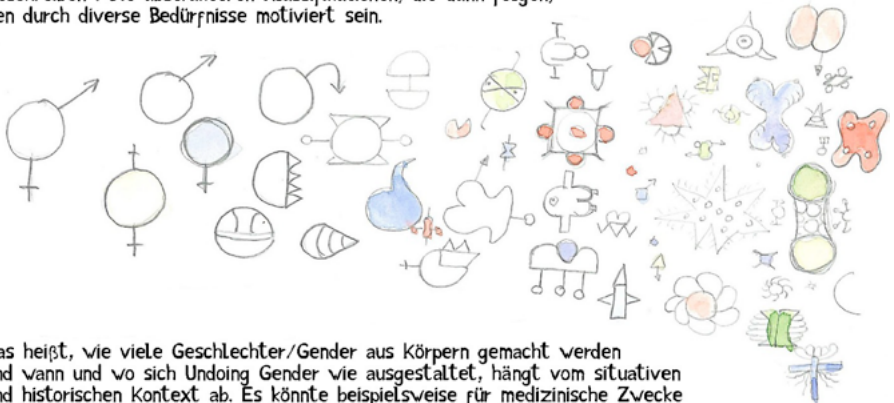


Die Vielfalt von Körpern und
Verhaltensweisen ordnen wir anhand unseres
kulturellen Rasters zwei Geschlechtern zu.

Das Verschwinden der bipolaren Geschlechtlichkeit bedeutet auf keinen Fall, dass Materialität (oder das was Natur genannt wird) ignoriert und als reiner Text/Diskurs aufgefasst wird (was Butler mehrmals vorgeworfen wurde). Ganz im Gegenteil. Denn wenn die anfangs skizzierte „Umgehungspraxis“ auf das Verhältnis von Körper und Geschlecht/Gender angewendet wird...



...eröffnet sich die Vielfalt von Körpern, abgedockt von ihren üblichen Zuschreibungen⁵. Körpermerkmale können direkt adressiert werden, ohne dass sie in Zweigeschlechtlichkeit eingeordnet werden müssen. Materialität wird nicht ignoriert, sondern noch viel stärker und genauer einbezogen in die (De-)Konstruktion von Gender/Geschlecht. Ihrer Agency, also ihrer Wirkmächtigkeit, wird dadurch Rechnung getragen⁶. Eine nahe Beschreibung bedeutet, die Materialität mit feinsten Klassifikationen zu beschreiben⁷. Die abstrakteren Klassifikationen, die dann folgen, können durch diverse Bedürfnisse motiviert sein.



Das heißt, wie viele Geschlechter/Gender aus Körpern gemacht werden und wann und wo sich Undoing Gender wie ausgestaltet, hängt vom situativen und historischen Kontext ab. Es könnte beispielsweise für medizinische Zwecke sinnvoll sein, die Vielfalt der Körper auf einige Gruppen zu reduzieren. Beim Geschenkpapier oder in vielen anderen Situationen in meinem Alltag ist es, möchte ich behaupten, nicht notwendig. Vielleicht könnte eine Veranlassung einer nahen Deskription, ähnlich wie in dem am Anfang dargestellten Gespräch, eine Möglichkeit für ein alltägliches subversives Undoing Gender sein.

ENDNOTEN

- ¹ vgl. Bergmann/Schreck/Schöpler 2010; Opitz-Belakhal 2010
- ² Opitz-Belakhal 2010: 27ff.
- ³ Kotthoff 2003: 3
- ⁴ Lorber 2000: 84
- ⁵ Damit soll nicht behauptet werden, dass es keinen Unterschied gibt zwischen der Qualität, mit der Körpermerkmale zu Geschlechtern werden und der Qualität, mit der beispielsweise Geschenkpapier nach männlichen und weiblichen Vorlieben eingeordnet wird. Zwar sind Geschenkpapier und Körper beides etwas Materielles, jedoch sind Körper mit anderen Erfahrungen und Diskursen verknüpft als Geschenkpapier; zum Beispiel mehrere hundert Jahre medizinischer und biologischer Untersuchungen des menschlichen Körpers oder die Bedeutung von Körpern für den Fortbestand der Gesellschaften (vgl. Kotthoff 2003: 23-24). Ich versuche darzustellen, dass der Klassifikationsvorgang, also die Zuschreibungspraxis, in den beiden Fällen ähnlich ist.
- ⁶ Hier stütze ich mich auf Autoren wie Bruno Latour oder John Law, die dafür plädieren, die Materialität in die sozialwissenschaftliche Beschreibung der Welt wieder hereinzuholen, denn die Welt ist nicht sozial konstruiert, sondern wird durch ein Zusammenspiel menschlicher und nicht-menschlicher Akteure hervor-gebracht. Zudem ist sie vielfältiger als Wissenschaften es häufig darstellen (vgl. Latour 2005; Law 2004; Schulz-Schaeffer 2008).
- ⁷ Dabei geht es mir nicht darum, dass ich durch die Abnahme der Brille die wahre Welt sehe oder zu etwas Ursprünglichem und Essenziellem durchdringe, sondern dass ich mir der Gender-Brille bewusst werde und versuche, sie zu gestalten.

Literaturverzeichnis

- Bergmann*, Franziska/*Schreck*, Bettina/*Schöpler*, Franziska (2010): Gender Studies. Bielefeld: transcript.
- Butler*, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kotthoff*, Helga (2003): Was heißt eigentlich „doing gender“? Zur Interaktion und Geschlecht. Online verfügbar unter: <http://www.projektwerkstatt.de/gender/download/Doinggender2002.pdf> (23.11.2012).
- Latour*, Bruno (2005): Reassembling the social. An introduction to Actor-Network-Theory. Oxford [u.a.]: Oxford University Press.
- Law*, John (2004): After method. Mess in social science research. London [u.a.]: Routledge.
- Lorber*, Judith (2000): Using Gender to Undo Gen-

der A Feminist Degendering Movement. In: Feminist Theory. Jg. 1/1, S. 79-95.

Opitz-Belakhal, Claudia (2010): Geschlechtergeschichte. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus.

Schulz-Schaeffer, Ingo (2008): Technik in heterogener Assoziation. Vier Konzeptionen der gesellschaftlichen Wirksamkeit von Technik im Werk Latours. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus/Schüttelpelz, Erhard (Hrsg.): Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 108-152.

Zum Autor

Jedrzej (Yen) Sulmowski, 33, studierte Umweltwissenschaften an der Universität Lüneburg, wo er jetzt an einer Dissertation zum Umgang mit Wissen im Agro-Gentechnik-Diskurs in Polen arbeitet. Er ist interessiert an der Verknüpfung von verschiedenen theoretischen Strömungen, wie Akteur-Netzwerk-Theorie, feministische, postkoloniale und diskursanalytische Perspektiven. Am glücklichsten ist er dann, wenn er wissenschaftliches Arbeiten mit zeichnerischer Praxis verbinden kann.

Feministische Studien

Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung

Rita Casale, Anne Fleig, Claudia Gather, Sabine Hark, Kirsten Heinsohn, Friederike Kuster, Regine Othmer, Ulla Wischermann (Hrsg.)

Einzelheft € 28,- ; Jahresabonnement (2 Hefte pro Jahrgang) für Studierende € 22,-; (zzgl. Versandkosten: Inland € 3,- / Ausland € 6,-). Studentenabonnements erhalten den Zugang zum digitalen Textbestand gegen eine zusätzliche Zahlung von € 12,-/Jahr (passwortgeschützt)

Heft 1, Jahrgang 30, Mai 2012:

Sport – Kult der Geschlechter

Herausgegeben von Anne Fleig und Kirsten Heinsohn

Anke Hertling

Angriff auf eine Männerdomäne:

Autosportlerinnen in den zwanziger und dreißiger Jahren

Stefan Wiederkehr

Jenseits der Geschlechtergrenzen.

Intersexuelle und transsexuelle Menschen im Spitzensport

Henriette Gunkel

Queer Times Indeed?

Südafrikas Reaktionen auf die mediale Inszenierung der 800-Meter-Läuferin Caster Semenya

Gabriele Dietze

Intersektionalität im nationalen Strafraum:

Race, Gender und Sexualität und die deutsche Nationalmannschaft

Anke Strüver, Claudia Wucherpfennig

Spielerisch-sportliche Raumanewingung.

Zur Performativität von Körpern und Räumen in der aktuellen Forschung

Heft 2, Jahrgang 30, November 2012:

The Queerness of Things not Queer

Entgrenzungen – Affekte und Materialitäten – Interventionen

Herausgegeben von Beatrice Michaelis, Gabriele Dietze,

Elahe Haschemi Yekani

Ute Kalender

Queere Potentiale?

Zur Queerness von Reproduktionstechnologien aus der Perspektive materialistischer Feminismen und kritischer Disability Studies

Nana Adusei-Poku

Enter and Exit the New Negro

– Von unsichtbaren Sichtbarkeiten

Simon Strick

The Straight Screen:

Begrüßungsarbeiten am iPhone

Lukas Engelmann

Ein queeres Bild von AIDS.

HIV-Visualisierungen und queere Politiken des Vergessens

Christiane König

Queer becoming als techno-ontogenetisches Körperdenken

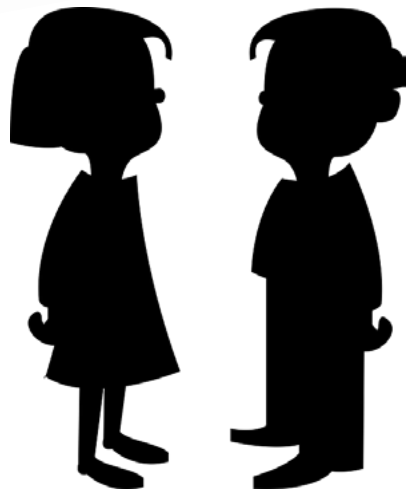


Lucius & Lucius Verlagsges. mbH · Gerokstr. 51 · 70184 Stuttgart · Tel. +49-(0)711-242060 · lucius@luciusverlag.com

www.feministische-studien.de/

„Gender – Männer weinen nicht“

**Von der selbstverständlichen Schwierigkeit
und der schwierigen Selbstverständlichkeit
eines Begriffs**



© nemo/pixabay.com, Sarah Kaschuba

von Julia Wustmann

Zwischen der Konfrontation mit idealisierten Geschlechtsstereotypen und den Versuchen geschlechtsneutraler Ansätze eröffnet sich bereits in der Kindheit ein Spannungsfeld, in dem immer wieder die Fragen nach den Auswirkungen und der Notwendigkeit der Kategorie Geschlecht virulent werden. Diesen Fragen soll anhand der Rekonstruktion des Gender-Verständnisses innerhalb des in der deutschsprachigen Schweiz verwendeten Ausbildungsmaterials für „Fachfrauen/Fachmänner Betreuung“ nachgegangen werden. Die Analyse erfolgt nach den Prämissen der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik von Hans-Georg Soeffner. Sie zeigt einerseits eine vom sex/gender-Modell abweichende Genderdefinition und andererseits mehrere, der Argumentation immanente Paradoxien auf. Zur (Er-)Klärung dieser Widersprüche werden die Thesen der differierenden Feldcharakteristika und der Problematik von Transferprozessen zwischen politischen und wissenschaftlichen Feldern auf- und dargestellt.

Prinzessin Lillifee versus Kita „Egalia“ – Geschlecht als ein umkämpftes Feld

Während des Vortrages einer Gleichstellungsbeauftragten, der unter anderem Geschlechterkonstruktionen in der Kindheit behandelte, stand deren

etwa dreijährige Tochter auf und rief: „Warum hast du mich nicht Prinzessin Lillifee genannt?“ Auf die prompt eingetretene Stille folgte ein Raunen in der Menge. Doch wer ist die, deren Namen wie ein *rosa* Brandmal wirkt? Analytisch gesehen steht die Figur von Prinzessin Lillifee nach Maja Götz und Julia Cada für eine „Addition idealisierter Stereotype von ‚MädchenSein‘, eindeutig und ungebrochen in Handlung und Ästhetik“ (Götz/Cada 2009: 32). Aus der Perspektive vieler Mädchen ist Prinzessin Lillifee eine Blütenprinzessin, die im Zauberland *Rosarien* lebt und die, wenn sich etwas Unerhörtes in ihrer Welt zuträgt, mit ihrem besten Freund „Pupsi“, einem Schwein, losfliegt, um die Welt mit ihrem Zauberstab *rosa* und wieder heil zu zaubern. Doch neben der permanenten, durch Medien unterstützten Konfrontation mit idealisierten Geschlechtsstereotypen, mit der sich Mädchen wie auch Jungen in ihrer Sozialisation auseinandersetzen müssen, existieren Ansätze, die die Geschlechtsneutralität in den Fokus setzen. So etwa die Kindertageseinrichtung „Egalia“ in Stockholm, welche versucht den Einfluss von Geschlechtsstereotypen durch eine speziell daraufhin geprüfte Auswahl von Büchern und Spielzeugen zu vermindern. Die Reaktionen auf die Kindertageseinrichtung reichten von Drohbrieffen bis zum brennenden Auto

der Gründerin Lotta Rajalin (vgl. Abé 2011). Zwischen diesen beiden aufgezeigten Extrempolen eröffnet sich damit bereits in der Kindheit ein Spannungsfeld, in dem die Fragen nach Auswirkungen und Notwendigkeit der Kategorie Geschlecht immer wieder thematisiert und aktualisiert werden. Neben der Familie bilden in der Kindheit vor allem Kindertageseinrichtungen und die darin arbeitenden Erzieherinnen und Erzieher eine dominante Sozialisationsinstanz. Auf die Fragen nach den Auswirkungen und der Notwendigkeit der Kategorie Geschlecht bezogen, spielt vor allem das Wissen der Erzieher_innen eine bedeutende Rolle. Auf diesem baut sich ihr Handeln und der Umgang mit den Kindern auf. Gleichzeitig werden auch in ihrer Ausbildung spezifische Kenntnisse zum Thema vermittelt, an denen sie ihre Arbeit orientieren sollen. Somit bilden Lehrmittel einen interessanten Forschungszugang, um den aufgezeigten Fragen und deren spezifischer Verhandlung nachzugehen.

Gender: Was ist das und was macht es? – Fragestellung und methodisches Vorgehen

Die in diesem Artikel dargestellten Ergebnisse stammen aus einer Masterarbeit, die im Rahmen des von der Universität und der Pädagogischen Hochschule

St. Gallen durchgeführten Projekts „Puppenstuben, Bauecken und Waldtage: (Un)doing gender in Kinderkrippen“ entstanden ist. Das Ziel der Masterarbeit ist es, die Konzeptionalisierung des Umgangs mit Genderthematiken in der Ausbildung von „Fachfrauen/Fachmännern Kinderbetreuung“ zu untersuchen. Als Datenmaterial dienten dafür die in der deutschsprachigen Schweiz verwendeten Lehrmittel. Forschungsleitend war in einem ersten Schritt die Frage, welches Wissen von Gender – und in Abgrenzung dazu von Geschlecht – dem Datenmaterial zugrunde liegt. In einem zweiten Abschnitt wurde daraufhin der Frage nach der Verhandlung und Vermittlung von geschlechtsspezifischen Themen im Datenmaterial nachgegangen. Die in diesem Artikel exemplarisch dargelegte Analyse bezieht sich vor allem auf die erste Forschungsfrage.

Bei der Auswahl einer geeigneten Methode muss bedacht werden, dass ein Charakteristikum von Lehrmitteln aller Art die Vermittlung von Wissen ist. Hierbei interessieren die Kenntnisse über Gender und Geschlecht. Aber warum wird dieser spezifische Erkenntnisstand im Datenmaterial als ‚richtiges‘ Wissen verstanden und wie wird dies begründet? Aus diesen Überlegungen heraus erfolgt die Analyse nach den Prämissen der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik nach Hans-Georg Soeffner. Der Begriff

„sozialwissenschaftlich“ wurde nur zu Beginn verwendet, inzwischen wird der Ansatz als „Wissenssoziologische Hermeneutik“ bezeichnet und verweist somit schon im Namen auf die Disziplin der Wissenssoziologie. Nach Soeffner ist der Gegenstand dieser Disziplin

„[d]as gesellschaftliche Wissen, soweit es von Subjekten geäußert wird und rekonstruierbar ist [...]. Die weitere Annahme ist, und das macht die Wissenssoziologie zu mehr als einer Bindestrich-Soziologie, dass das gesellschaftliche Wissen grundsätzlich zur Lösung von gesellschaftlichen Problemen eingesetzt wird. Gesellschaftliches Wissen, so wie wir es speichern, wie wir es abrufen, wie wir es umorganisieren, hängt ab von gesellschaftlichen Problemlagen und Situationen, die mit Hilfe von Wissen bewältigt werden sollen. Dementsprechend geht es der Wissenssoziologie um die Analyse des Wissens im Bezug auf gesellschaftliche Probleme“ (Reichert 2004: [Absatz 28]).

Den Ausgangspunkt der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik bildet die „Alltagshermeneutik“, unter welche die „Interaktions- und Interpretationskompetenz“ bzw. das „Regelwissen“ von alltäglich handelnden, interagierenden Akteur_innen gefasst wird (Soeffner 2004: 216). Demnach zielt die Interpretation von Interaktionen darauf, diese alltäglichen Kompetenzen und

dieses Regelwissen auszuformulieren und dadurch den von den handelnden Akteur_innen konstruierten Sinn zu erkennen (vgl. ebd.). Doch ist die „[h]ermeneutische Kritik [...] weder Strafgericht noch Besserwiserei“ (ebd.: 108), sie strebt vielmehr danach zu erfahren, was für ein Wissen sich hinter Deutungen oder Dokumenten verbirgt und wie sich dieses begründet: „Indem sie das implizit Gewußte expliziert, zielt sie nicht nur auf eine Deutung des Gewußten, sondern auf die Konstitutionsregeln und Bedingungen des Wissens selbst.“ (vgl. ebd.)

Für die Analyse wurde zunächst das über 3.000 Seiten umfassende Datenmaterial gesichtet. Dabei zeigte sich, dass im Themenbereich zur Soziologie im Teil der allgemeinen Berufskunde ein spezielles Unterkapitel mit dem Titel „Gender – Männer weinen nicht“ vorlag. Dieses zwölf Seiten umfassende „Genderkapitel“ stellte den Hauptgegenstand der Analyse dar, welche nach den Prämissen der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik in einer insgesamt 115-seitigen Tabelle durchgeführt wurde.

Dieses in Textform vorliegende Genderkapitel wird als ein Protokoll „irreversibler Interaktions- und Interpretationssequenzen“ (ebd.: 81) verstanden. Die Interpretation erfolgt sequenzanalytisch. In einem ersten Schritt wird dazu die „egologisch-monothetische Perspektive“, das heißt die Intention

der/des Sprechenden, rekonstruiert. Auf das Datenmaterial bezogen steht somit zunächst die Analyse der dortigen Lesart von Gender (und Geschlecht) im Fokus. Diese materialspezifische Lesart wird in einem zweiten Schritt mit möglichst vielen objektiv denkbaren Les- und Deutungsarten konfrontiert, wodurch eine „polythetisch-interaktionsbezogene Perspektive“ eröffnet wird (vgl. ebd.: 83). In einem dritten Schritt wird anschließend die im Text getroffene Wahl der Deutungsmöglichkeiten beschrieben und anhand dessen rekonstruiert, warum genau diese und keine andere Deutung getroffen wurde (vgl. ebd.: 83f.). Welche Ergebnisse sich bei dieser Analyse fanden, wird hier exemplarisch aufgezeigt.

Gender = Geschlecht mit Extras? – Ergebnisse des Verständnisses von Gender im Datenmaterial

Im analysierten Genderkapitel findet sich folgende aufschlussreiche Stelle, in der der Begriff „Gender“ in Abgrenzung zum Begriff „Geschlecht“ formuliert wird: „Geschlecht umfasst die rein biologischen, Gender die biologischen, sozio-kulturellen und psychologischen Aspekte der Geschlechtszugehörigkeit“ (Anderes/Hatz 2011: 52). Auffallend ist zunächst, dass man keine übergreifende Definition in Form von „Geschlecht/Gender bedeutet...“ lesen kann. Stattdes-

sen wird bei beiden Begriffen angegeben, was sie ‚umfassen‘, in welchen Grenzen sich also der Bereich „Geschlechtszugehörigkeit“ inhaltlich befindet. Darüber hinaus stehen beide Begriffe in bestimmten Unterscheidungszusammenhängen, deren jeweilige Kriterien von den verschiedenen Disziplinen (Biologie/Sozialwissenschaften/Psychologie) abhängen. Beide Begriffe werden insoweit in Beziehung zueinander gesetzt, als dass Gender – anders als Geschlecht – nicht ausschließlich die biologische, sondern darüber hinaus die sozio-kulturelle und die psychologische Unterscheidung beinhaltet. Gender wird in dieser Lesart zu einem erweiterten Geschlechtsbegriff, der als ausdifferenzierter und mehrere Dimensionen umfassend verstanden wird. Im weiteren Verlauf des Genderkapitels werden diese schon in den Grundzügen zu erkennenden Unterschiede beider Begriffe nochmals konkretisiert. Geschlecht wird als „angeborene“ und „naturbedingte Unterscheidung: männlich/weiblich“ gefasst, bei der die Zuweisung durch „biologisch bestimmte körperliche Geschlechtsmerkmale“ erfolgt (ebd.: 52). Das als „konstruiert“ verstandene Gender fasst hingegen die „sozio-kulturelle Unterscheidung: ‚typisch Mann‘/‚typisch Frau‘“ (ebd.).

Darüber hinaus wird Gender im Datenmaterial synonym mit dem Begriff des

„geschlechtlichen Rollenstereotyps“ (ebd.: 53) verwendet, weshalb auch die im Datenmaterial geschilderten Annahmen über Stereotype für das Verständnis von Gender bedeutsam sind. Stereotype werden im Datenmaterial als „nicht von vornherein negativ oder positiv wertend“ charakterisiert, denn sie „fassen Eigenschaften und Verhaltensweisen zusammen“ und bieten „Identifikationsmöglichkeiten“. Es obliegt hierbei dem Individuum, sich die für die eigene Identität zutreffenden Möglichkeiten auszuwählen (ebd.). Im Fortlauf konnte rekonstruiert werden, dass Rollenstereotype gleichzeitig auch der Repräsentation der aktuellen Geschlechterverhältnisse dienen. Dies zeigt sich beispielsweise in der mit statistischen Nachweisen untermauerten Aussage, dass „das Rollenstereotyp, dass die Vollzeitstellen den Männern vorbehalten sind, bleibt“ (ebd.: 55). Der Ausgangspunkt für die Entwicklung hin zu den aktuellen Geschlechterverhältnissen wird bereits in der „urzeitliche[n] Rolle“ verortet, wonach der Mann als „Jäger“ und die Frau als „Sammlerin und Brutversorgerin“ fungierten (ebd.: 53). Aus dieser Rollenverteilung resultieren im Weiteren die Gesellschaftsform des Patriarchats sowie die geschlechtsspezifische Teilung in die private Sphäre als weiblichen und den öffentlichen Raum als männlichen Bereich.

Diskursive Verortung des Gender-Verständnisses im Datenmaterial

Auch wenn wir im Datenmaterial nie den Begriff „Sex“ sondern nur „Geschlecht“ finden, so wird allein mit der Bezeichnung „Gender“ indirekt auf die sex/gender-Unterscheidung verwiesen, deren Ursprung in der Sexualwissenschaft der 1950er Jahre, insbesondere in den Arbeiten mit Hermaphroditen und Transsexuellen, zu verorten ist. Das Ziel der getroffenen Unterscheidung bestand darin, zu zeigen, dass die anatomische Geschlechtszugehörigkeit nicht zwingend mit der Geschlechtsidentität zusammenfällt. „In der sex/gender-Unterscheidung bezog sich die Kategorie ‚sex‘ nun allein auf das ‚biologische Geschlecht‘ (Anatomie, Physiologie, Morphologie, Hormone, Chromosomen). Die Kategorie ‚gender‘ dagegen zielte auf das ‚soziale Geschlecht‘ im Sinne der sozialen und kulturellen Prägung von Verhaltenserwartungen, Eigenschaftszuschreibungen, Tätigkeiten und darauf bezogenen sozialen Positionierungen“ (Gildemeister/Hericks 2012: 189). Das Grundmuster bildete bei diesem Verständnis aber immer noch die Bipolarität, da eben zwei und nur zwei Möglichkeiten – weiblich/männlich – gefasst wurden. Diese Differenzierung hielt in den USA sehr rasch Einzug in die Frauenbewegung und -forschung der

1960er und 1970er Jahre, welche diese aufgriff, um gegen die bis dahin gängige „Natur der Frau“-Argumentation vorzugehen (vgl. Döge 2001; Gildemeister/Hericks 2012; Gildemeister/Wetterer 1992; Kessler/McKenna 1978).

Das herausgearbeitete Verständnis von Gender im Datenmaterial weist somit entscheidende Unterschiede zu dem ursprünglichen und diskursiv etablierten sex/gender-Modell auf. Doch dieses Modell selbst wurde im Anschluss vielfach kritisiert, weil dabei zwar die Geschlechterdifferenz um die soziale Dimension erweitert wurde, das biologische Geschlecht allerdings weiterhin als naturgegeben galt (vgl. Butler 1991; Hagemann-White 2007). Im Zuge dessen entwickelten sich konstruktivistische Ansätze, welche – dem „interpretativen Paradigma“ (Wilson 1973) folgend – die Wirklichkeit und die darin auftretenden Phänomene als sozial konstruiert verstanden. Man nimmt dabei an, das soziale System wird durch die fortlaufenden Handlungen von Individuen, deren Interpretation dieser Handlungen und ihr Wissen von der Welt produziert und auch immer wieder reproduziert. Vor diesem Hintergrund kann man auch das binäre Ordnungssystem der Zweigeschlechtlichkeit als sozial konstruiertes Phänomen analysieren (vgl. unter anderem Garfinkel 1967; Kessler/McKenna 1978; West/Zimmermann 1987). Auch

im Datenmaterial sind diesbezüglich Ansätze zu vermuten, etwa in der aufgezeigten Konstruktionsannahme sowie in der Vorstellung, „dass Gender nicht statisch ist, sondern, dass es als soziales Gebilde ständig wieder neu ‚produziert‘ wird“ (Anderes/Hatz 2011: 59). Diese Bezugnahme auf neuere theoretische Entwicklungen gewinnt durch den Verweis auf „[die Berücksichtigung] neuere[r] Ergebnisse der Geschlechterforschung“ an Bedeutung (ebd.).

Diese Vermutung bestätigt sich angesichts der dargestellten Sichtweise im analysierten Datenmaterial nicht. Es lässt sich zwar ein Wissen über „kulturelle Variationen in der Ausgestaltung von Geschlechterbildern“ (Gildemeister/Hericks 2012: 196) rekonstruieren, dies allein fasst allerdings nicht den aufgezeigten Konstruktionsgedanken. Ein möglicher Grund dafür kann in der gewählten Argumentation verortet werden. Einerseits ist hierbei die im Datenmaterial gegebene Definition des (biologischen) Geschlechts mit der klar gesetzten Annahme der Zweigeschlechtlichkeit zu bedenken. Andererseits muss für die Überlegung auch die bis heute wirkende Jäger-Sammlerinnen-Unterscheidung berücksichtigt werden. Diese historisch weit zurückgreifende Differenzierung erklärt, dass die Geschlechterrollen ziemlich veränderungsresistent sind. Vielmehr wird eine biologistische

Kausalität unterstellt. Daher führt die im Datenmaterial rekonstruierte Argumentation letztendlich zu einem biologisch-determinierten Grundverständnis von Geschlecht. Dieses deckt sich jedoch nicht mit der aufgezeigten Idee der sozialen Konstruktion der Kategorie Geschlecht. Denn letztendlich führt die Argumentation immer wieder zu den ‚natürlichen‘ Unterschieden zwischen Mann und Frau. Dies hat – wie auch beim sex/gender-Modell – ein Phänomen zufolge, das von Regine Gildemeister und Angelika Wetterer als „verlagerte[r] Biologismus“ bezeichnet wurde (Gildemeister/Wetterer 1992: 206). Das heißt, ein solches Modell kann in der Grundkonzeption stets auf ein biologisches Argumentationsmuster zurückfallen.

Die Widersprüchlichkeit im Widerspruch – Paradoxien innerhalb der Argumentation

In der Analyse des Datenmaterials zeigten sich auf den Stereotyp- und damit auch auf den Gender-Begriff bezogen im Weiteren mehrere Paradoxien. Wir lesen beispielsweise, dass Rollenstereotype durch Dauerhaftigkeit gekennzeichnet seien. Dies ist in dem mehrfach verwendeten Terminus „Das Rollenstereotyp XY bleibt“ erkennbar. So heißt es: „das Rollenstereotyp, dass Frauen keine wichtigen, einflussreichen und

gut bezahlten Positionen innehaben, bleibt“ (Anderes/Hatz 2011: 56). Dies steht konträr zu der Grundannahme, dass das Wissen von Gender „je nach Zeit und Trend unterschiedlich“, dementsprechend also mit einer Wandlungstendenz verbunden sei (ebd.: 50). Ebenso paradox erscheint die positive Konnotation von (Rollen-)Stereotypen als frei wählbarem Spektrum der Identitätsmöglichkeiten. Denn die im Datenmaterial gegebenen Beispiele von Stereotypen sind durchweg negativ konnotiert. So wird beispielsweise erklärt, dass „aus dem Vorurteil ‚Heimkinder sind schwierig, schulmüde und unangepasst‘ [...] das Stereotyp ‚Heimkinder sind allgemein asozial‘“ (ebd.: 52) entsteht. „Asozial“ meint dem Wortsinn folgend eine Abweichung von der sozialen Norm und ist damit nicht als neutral zu lesen. Ein drittes Paradox ergibt sich daraus, dass Stereotype als normative Orientierungspunkte gelten. Bei Nichteinhaltung der Rollenerwartungen kommt es durch andere Gesellschaftsmitglieder oder gesellschaftliche Instanzen zu „finanzielle[n] wie soziale[n] Sanktionen“ (ebd.: 57). Diese drohenden Sanktionen stehen im Widerspruch zu der Behauptung, Stereotypen würden der selbstgewählten Identitätsverortung dienen. Somit erhalten Rollenerwartungen, der Argumentation des Datenmaterials folgend, vielmehr eine

deterministische Auslegung, die als eine fremdbestimmte Identifikation gefasst werden kann. Dies geht allerdings gegen die zu Beginn gegebene Definition, welche keine normative Wertung vorsieht und eher durch einen für die Individuen eigenaktiven Charakter geprägt sei. Diesen Paradoxien können sich auch die Autor_innen des Genderkapitels nicht entziehen, was sichtbar wird in der Aussage, dass man die „Aufgaben, die Rolle der Frau bzw. des Mannes in der Arbeitswelt sowie im Haushalt nicht generalisierend, stereotyp beurteilen [kann und darf]“ (ebd.: 57). Vielmehr noch werden Stereotype und Gender zu etwas deklariert, dessen Einfluss es aufzuhalten gilt: „Natürlich kann auch eine genderspezifische Betreuung die Einflüsse gesellschaftlicher Geschlechtsstereotype nicht aufhalten“ (ebd.: 60). Aus den Ausführungen lässt sich schließen, dass die rekonstruierten Widersprüche grundsätzlich daraus resultieren, dass Begriffe in die Argumentation eingeführt, die zugeschriebenen Bedeutungen in den weiteren Ausführungen jedoch nicht mitgetragen werden. Dies mündet schließlich in der Ablehnung derselben. Aus diesem Phänomen ergibt sich die Frage, warum diese Begriffe überhaupt in die Argumentation aufzunehmen wären.

Zur Klärung dieser Frage muss einerseits berücksichtigt werden, dass das

analysierte Datenmaterial der Ausbildung dient und deswegen nicht nur den Anspruch hat, Begriffe theoretisch, sondern auch für die pädagogische Praxis anwendbar zu formulieren. Eine erste diesbezügliche These erklärt die Paradoxien als ein Resultat aus unterschiedlichen Feldcharakteristika, die auch das Theorie-Praxis-Verhältnis betreffen. Die zweite These betrifft den Transfer zwischen verschiedenen Feldern, in denen der Gender-Begriff verwendet wird und beschreibt, dass es zu Modifikationen bis Transformationen des eigentlichen Begriffs kommen kann.

These der differierenden Feldcharakteristika

Rollenstereotype fungieren als normative Orientierungspunkte. Das führt dazu, dass dem Datenmaterial normative Vorstellungen zugrunde liegen. Gleichzeitig werden Rollenstereotype aber auch zur Beschreibung der aktuellen Geschlechterverhältnisse benutzt („Rollenstereotyp [...] bleibt“). Dadurch verkommt der Begriff des Stereotyps der Reibungspunkt zwischen der Vorstellung, wie etwas sein sollte (im Datenmaterial: Gleichberechtigung) und der Darstellung darüber, wie etwas ist (im Datenmaterial: Ungleichheit zwischen den Geschlechtern). Dementsprechend folgt eine Überlagerung von

einerseits dem normativen Verständnis über Gerechtigkeit und andererseits der Notwendigkeit, die aktuelle, davon abweichende Situation darzulegen. Im Endeffekt lehnt man das eigentlich Gutgeheißene ab: Man darf „nicht stereotyp beurteilen“ (Anderes/Hatz 2011: 57).

Um die nachgezeichnete Normativität nachvollziehbar zu machen, kann der schon ältere Ansatz von Wolfgang Brezinka erneut genutzt werden. Sein Vorhaben umfasst die Entwicklung einer Theorie der Theorien von Erziehung, was er „Metatheorie der Erziehung“ nennt. Diese ist „eine beschreibende (deskriptive), bewertende (kritische) und Normen begründete (normative) Theorie jener Satzsysteme, die von der Erziehung handeln“ (Brezinka 1978: 36). Dafür teilt er die Aufgaben der traditionellen Pädagogik in drei Satzsysteme auf. Das erste System, die „Erziehungswissenschaft“, beschreibt Phänomene der sozialen Wirklichkeit und sucht Erklärungen dafür. Daran anschließend werden Maßnahmen und Verfahrensweisen entwickelt, die auf die Generierung von angestrebten, aber bisher nicht bestehenden Situationen abzielen (vgl. ebd.: 41-65). Das zweite Satzsystem der „Philosophie der Erziehung“ verhandelt die Ziele, die auf die Erziehung ausgelegt sein sollen sowie Werte und Normen, die die Erziehung bestimmen sollen (vgl. ebd.: 189-233). Was in der

Erziehungswissenschaft und in der Philosophie der Erziehung an für die Erziehungspraxis verwertbarem Wissen über Zwecke und Methoden generiert wurde, wird in der „Praktischen Pädagogik“ zu einem dritten Satzsystem verarbeitet. Darin geht es vor allem um die Handlung und Anwendung. Den Erzieher_innen wird eine, die gesellschaftlichen Werte einbeziehende Deutung ihrer spezifischen sozial-kulturellen Situation geboten und daran anknüpfend werden Erziehungsziele festgelegt (vgl. ebd.: 236-260).

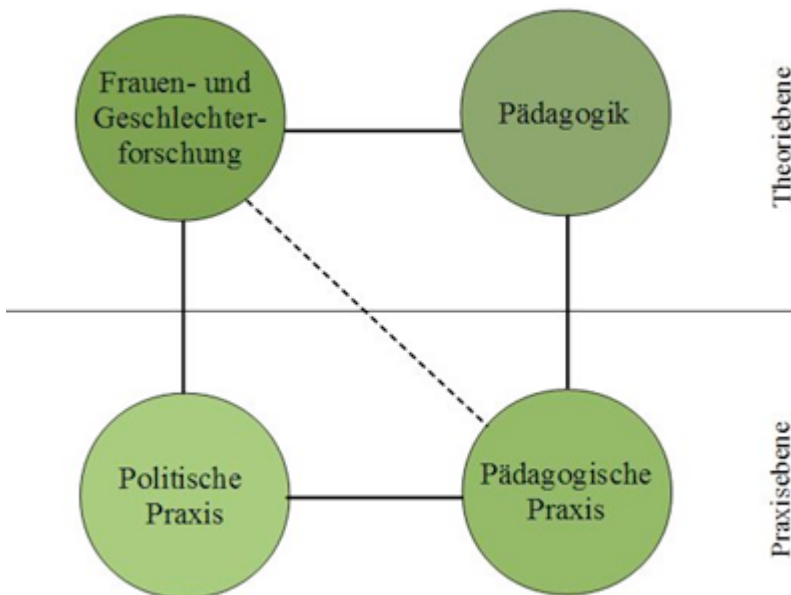
Das analysierte Datenmaterial kann dadurch, dass es für die Ausbildung von „Fachfrauen/Fachmännern Betreuung“ verfasst wurde, an sich zunächst als Bestandteil des dritten Satzsystems („Praktische Pädagogik“) verortet werden. Allerdings ist es eben nicht frei von wissenschaftlichen Erkenntnissen und philosophischen Wert- und Normsetzungen, auf die sich im Datenmaterial immer wieder bezogen wird. So ist zwar im großen Umfang von „genderspezifischer/-bewusster Betreuung“ die Rede, deren inhaltliche Ausgestaltung erfolgt allerdings nach den Vorgaben der „genderbewussten Pädagogik“ (Anderes/Hatz 2011: 59f.). Betrachtet man diese Ausführungen im Zusammenhang mit der These der differierenden Feldcharakteristika, so lässt sich festhalten, dass das Feld der Päd-

gogik (alle drei von Brezinka beschriebenen Satzsysteme) letztendlich unter anderem eine moralische Komponente in sich trägt, die als spezifisches Charakteristikum dieses Feldes kennzeichnend ist.

These der Problematik von Transferprozessen

Die zweite These soll nun aufzeigen, dass es beim Transferieren von Begriffen von einem Feld auf ein anderes durch differierende Feldcharakteristika zu unterschiedlichen Verständnissen von ein- und demselben Begriff

kommen kann. Die Darstellung des Vorgangs und die damit verbundenen Transferprozesse sollen anhand des materialimmanenten Gender-Begriffs aufgezeigt werden. Dabei stellt sich die Frage, welche Prozesse auf dem Weg des Gender-Begriffs von der Frauen- und Geschlechterforschung zu der pädagogischen Praxis ablaufen und durch welche Mechanismen die unterschiedlichen Verständnisse von Gender erklärt werden können. Eine Grafik soll der Veranschaulichung des Vorhabens dienen. Zu Beginn wenden wir uns erneut dem Feld der Pädagogik zu. Zu der Grafik ist zu bemerken, dass die ersten beiden Satz-



systeme für eine vereinfachte Darstellung auf der Theorieebene gefasst und im Kreis „Pädagogik“ verortet wurden, wohingegen das Satzsystem „Praktische Pädagogik“ auf der Praxisebene gefasst wurde. Nach Wolfdietrich Schmied-Kowarzik ist das pädagogische Feld (der rechte Bereich der Grafik) durch wechselseitige Beziehung zwischen Praxis und Theorie geprägt, was sich auch im Bereich der Ausbildung widerspiegelt. Dies zeigt sich dort vor allem „in den Strategien der Verknüpfung von beidem – Praxis und Forschung – als theoretische Erschließung von Praxis und praktische Hinführung zur Praxis durch Theorie“ (Schmied-Kowarzik 2008: 14). Doch es gibt, wie Bernd Dewe aufzeigt, einen markanten Unterschied zwischen dem theoretisch-wissenschaftlichen und dem praxis-handlungsorientierten Erkenntnissen. Beide Wissensformen unterliegen verschiedenen Logiken. Während die erste Logik die Erforschung der Wirklichkeit und das Erlangen von Erkenntnissen zum Ziel hat, beabsichtigt das der zweiten Logik folgende Vorgehen eine handlungsorientierte Lösung für ein praktisches Problem zu finden (vgl. Dewe 2005). Es gilt nun zu ergründen, wie sich innerhalb der Pädagogik die Vermittlung der ersten Wissensform gestaltet. Dazu hält Ursula Rabe-Kleberg fest:

„Die grundlegende und umfassende Frage des Transfers des Wissens aus der Arena

der Wissenschaft in die der Profession und Praxis früher Bildung ist ein systematisch, organisatorisch und inhaltlich bislang völlig ungelöstes Problem [...]denn] der Transfer wissenschaftlich basierten Wissens aus Forschung und allgemein erziehungswissenschaftlichen theoretischen Diskursen in die Praxis pädagogischen Handelns in den Einrichtungen [...] ist systematisch behindert, ja, nie wirklich aufgebaut worden.“ (Rabe-Kleberg 2008: 245, 241)

Den Grund hierfür sieht Rabe-Kleberg darin, dass die frühpädagogische Forschung ihren Schwerpunkt vor allem auf Bildungsprozesse innerhalb der Institution Schule legt, während die Prozesse im früheren Kindesalter weitgehend unbeleuchtet bleiben. Dies sorgt wiederum dafür, dass die Ausbildung von wissenschaftlich qualifizierten Fachkräften, sogenannten „professionals“, für diesen Bereich wenig institutionalisiert ist. Es existieren viele verschiedene, aber schwer zu kontrollierende Wege in die Praxis (Fort- und Weiterbildungen, Teamcoachings etc.), bei denen nicht beeinflusst werden kann, welches Wissen im Endeffekt als relevant eingeschätzt wird (vgl. ebd.: 241). Was das pädagogische Handeln und dessen Vermittlung in der Ausbildung weiter erschwert, ist das von Niklas Luhmann und Karl Eberhard Schorr erklärte „Technologiedefizit“. Es bedeutet, dass es keine allumfassende,

unumstößliche pädagogische Methode gibt, mit der auf alle eventuell schwierigen oder widersprüchlichen Situationen reagiert werden könne (vgl. Luhmann/Schorr 1982: 31ff.).

Aber auch das Verhältnis von Theorie (Frauen- und Geschlechterforschung) und Praxis (Politik) auf der linken Seite der Grafik ist durch Diskrepanzen und Transferschwierigkeiten geprägt, auch wenn gewisse parallele Entwicklungen zwischen den Feldern beobachtbar sind, zum Beispiel die Semantik betreffend. Denn beide Felder vollzogen etwa zum selben Zeitpunkt einen Wechsel ihres begrifflichen Bezugspunkts und verwendeten statt „Frau“ fortan den Begriff „Geschlecht“ bzw. „Gender“ (vgl. Meuser 2004). Im Weiteren kam es in beiden Feldern zu diskursiven Ausdifferenzierungen. Dadurch löste sich die vorherige enge Verknüpfung beider Felder immer weiter auf. Dies fasst Sigrid Metz-Göckel so zusammen: „[Die] Geschlechterforschung [...] [problematisiert] gerade die Eindeutigkeiten und Begründungen der Geschlechterzuschreibungen und Geschlechterordnung, auf die eine Geschlechterpolitik angewiesen zu sein scheint.“ (Metz-Göckel 2002: 43)

Ein weiterer erschwerender Aspekt (der für den linken, wie auch den rechten Bereich der Grafik zutrifft) ist die Art und Weise, wie Ergebnisse aus der Forschung bzw. theoretische Erkenntnisse

der Theorie von der Praxis rezipiert werden. Diese Frage war in den 1980er Jahren selbst Gegenstand der Forschung (vgl. Beck/Bonß 1984, 1989; Drerup/Terhart 1990; König/Zedler 1989; Wings 1988). Die Ergebnisse dieser Forschungen zeigen, dass wissenschaftliches Vokabular und generierte Konzepte der Theorien von der Praxis nach den in diesem Feld geltenden Zielvorgaben und Relevanzen ausgesucht und genutzt werden: „Verwendung ist [...] [aber] nicht ‚Anwendung‘, sondern ein aktives Mit- und Neuproduzieren der Ergebnisse, die gerade dadurch den Charakter von ‚Ergebnissen‘ verlieren und im [...] Kontext des jeweiligen Praxiszusammenhangs nach immanenten Regeln in ihrer praktischen Relevanz überhaupt erst geschaffen werden“ (Beck/Bonß 1989: 11; Hervorhebung im Original). Die ausgewählten Aspekte werden im Weiteren also hinsichtlich der in der Praxis vorherrschenden Bedingungen modifiziert und angeglichen. Dies birgt die Gefahr, dass die einstige Logik dabei verloren geht. Es bleibt allerdings zu bemerken, dass es zumeist auch nicht möglich ist, die theoretischen Erkenntnisse in der originalen Form in die Politik zu übertragen, da sich diese an den in der sozialen Welt herrschenden (Geschlechter-) Verhältnissen orientieren muss, um die Interessen und Anliegen überhaupt vertreten zu können.

Der Transfer des Gender-Begriffs kann nun über zweierlei Wege erfolgen: Zunächst einmal kann er, aus der Frauen und Geschlechterforschung kommend, im wissenschaftlich-theoretischen Bereich der Pädagogik verhandelt werden. Hierbei kann es durch feldspezifische Ziele und Forschungsschwerpunkte zu unterschiedlichen Auslegungen des Begriffs kommen. Folgt man diesem Weg weiter, so kann es beim nächsten Transfer zu weiteren Modifikationen der eigentlichen Bedeutung kommen, da die Wege in die Praxis durch die fehlende institutionalisierte Ausbildung von Fachkräften nicht kontrollierbar sind. Darüber können Unterschiede zwischen theoretisch-wissenschaftlichem und handlungsfokussierendem Wissen zu Transferproblemen führen. Beispielsweise wird in der Theorie verhandelt, inwieweit das Thema „Gender“ sich im Kindesalter mit anderen sozialen Merkmalen wie Ethnizität oder sozialer Schicht verknüpft, während für die Praxis von Interesse ist, wie man eine geschlechtsstereotypisierende Kitaeinrichtung vermeidet. Der andere Weg des Gender-Begriffs von der Frauen- und Geschlechterforschung führt über die Politik. Hierbei kann es im ersten Schritt zu Transferschwierigkeiten und letztlich zu Modifikationen kommen, da die feldspezifischen Zielvorgaben und Relevanzen voneinander abweichen können und

sich die Rezeption dementsprechend selektiv vollzieht. Von dem politischen Feld kommt der Gender-Begriff dann über rechtliche Vorgaben in die pädagogische Praxis, wobei auch hier Schwierigkeiten auftreten können, insoweit das Recht zwar vorgibt, dass, aber nicht wie es umgesetzt werden soll.

Schwierige Selbstverständlichkeit – selbstverständliche Schwierigkeit

Die dargestellten Ergebnisse zeigen auf, dass sich nicht nur die Vermittlung des Gender-Begriffs von der Theorie in die Praxis, sondern dass sich auch die Aushandlungen innerhalb und zwischen verschiedenen Feldern schwierig gestalten können. Ein Resultat zeigt sich in dem nachgezeichneten Verständnis von Gender, welches dem Ausbildungsmaterial von „Fachfrau/Fachmann Betreuung“ zugrunde liegt. Durch dessen Fundierung auf einer letztlich biologistischen Argumentation und auf die daran anknüpfende, teils mit historischen Stereotypen begründete Geschlechterdifferenz trägt dieses Verständnis von Gender vielmehr zu einer fortlaufenden Stereotypisierung und Re-Aktualisierung der gegenwärtigen Geschlechterbilder und -verhältnisse bei. Problematisch ist dies umso mehr, als das sich daraus Ungleichheiten ergeben, die sich immer wieder reproduzieren. Darüber hinaus

hat dieses in der Ausbildung vermittelte Wissen von Gender auch Konsequenzen auf das Verhalten gegenüber den Kindern, mit denen die angehenden Erzieherinnen und Erzieher später arbeiten. Denn die mit dem Ausbildungsmaterial implizierte Vorgabe der Zweigeschlechtlichkeit kann letztlich dazu führen, dass man Mädchen und Jungen durch das Spielzeugangebot, die Raumgestaltung oder das Verhalten der pädagogischen Fachkräfte mit Geschlechtsstereotypen konfrontiert. Dadurch könnten Mädchen und Jungen in der individuellen Entfaltung und in der Auseinandersetzung mit ihrer Geschlechtsidentität von vornherein eingeschränkt werden – ein Effekt, den es nach Aussagen im Datenmaterial eigentlich zu verhindern gilt. Dies zeigt deutlich, dass die Kategorie Geschlecht weiterhin einen dominanten Stellenwert in der sozialen Realität einnimmt. Daraus lässt sich für die Forschung wiederum die Konsequenz ziehen, dass die bewusste Auseinandersetzung mit Geschlecht notwendig ist, damit die Selbstverständlichkeit nicht mehr schwierig und die Schwierigkeit nicht mehr selbstverständlich wird.

Literaturverzeichnis

- Abé*, Nicola (2011): Schwänzchen und Döschchen. Wie ein schwedischer Kindergarten zum Konfliktfall wurde. In: Der Spiegel. Jg. 65/32, S. 46. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-79805357.html> (5.03.2013).
- Anderes*, René/*Hatz*, Christina (2011): Lehrmittel Fachfrau/Fachmann Betreuung (FaBe), Allgemeine Berufskunde (aBK) Soziologie. Zürich: Careum.
- Beck*, Ulrich/*Bonß*, Wolfgang (1984): Soziologie und Modernisierung. Zur Ortsbestimmung der Verwendungsforschung. In: Soziale Welt. Jg. 35/4, S. 381-406.
- Beck*, Ulrich/*Bonß*, Wolfgang (1989). Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Sozialwissenschaft und Praxis. In: dies. (Hrsg.): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung. Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7-45.
- Butler*, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brezinka*, Wolfgang (1978): Metatheorie der Erziehung. Eine Einführung in die Grundlagen der Erziehungswissenschaft, der Philosophie der Erziehung und der praktischen Pädagogik. München: Ernst Reinhardt.
- Dewe*, Bernd (2005): Von der Wissenstransferforschung zur Wissenstransformation: Vermittlungsprozesse – Bedeutungsveränderungen. In: Antos, Gerd/Wichter, Sigurd (Hrsg.): Wissenstransfer durch Sprache als gesellschaftliches Problem. Frankfurt am Main. u.a.: Lang, S. 365-379.
- Döge*, Peter (2001): Was, bitte schön, ist Gender? In: Politische Ökologie. AGender 21. Jg. 19/3, München: oekom, S. 15-17.
- Drerup*, Heiner/*Terhart*, Ewald (1990): Erkenntnis und Gestaltung. Vom Nutzen erziehungswissenschaftlicher Forschung in praktischen Verwendungskontexten. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

- Garfinkel*, Harold (1967): Passing and the Managed Achievement of Sex Status in an „Intersexed Person“. In: ders.: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall, S. 116-185.
- Gildemeister*, Regine/*Hericks*, Katja (2012): *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. München: Oldenbourg.
- Gildemeister*, Regine/*Wetterer*, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg: Kore, S. 201-254.
- Götz*, Maja/*Cada*, Julia (2009): Die Creme von Lillifée „riecht nach Rosa“. Prinzessin Lillifée im Alltag von Familien. In: *TELEVISION*. Jg. 22/2, S. 30-35. Online verfügbar unter: http://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/television/22_2009_2/goetz-cada-lillifee.pdf (5.03.2013).
- Hagemann-White*, Carol (2007): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... In: Hark, Sabine (Hrsg.): *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 27-38.
- Kessler*, Wendy/*McKenna*, Suzanne J. (1978): *Gender. An Ethnomethodological Approach*. New York: John Wiley & Sons.
- König*, Eckard/*Zedler*, Peter (1989) (Hrsg.): *Rezeption und Verwendung erziehungswissenschaftlichen Wissens in pädagogischen Handlungs- und Entscheidungsfeldern*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Lorber*, Judith (2005): *Breaking the Bowls. Gendering and Feminist Change*. New York: Norton.
- Luhmann*, Niklas/*Schorr*, Karl E. (1982): Das Technologiedefizit der Erziehung und die Pädagogik. In: dies. (Hrsg.): *Zwischen Technologie und Selbstreferenz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11-40.
- Meuser*, Michael (2004): Gender Mainstreaming: Festschreibung oder Auflösung der Geschlechterdifferenz? Zum Verhältnis von Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik. In: Meuser, Michael/Neu-
süß, Claudia (Hrsg.): *Gender Mainstreaming. Konzepte – Handlungsfelder – Instrumente*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 322-336.
- Metz-Göckel*, Sigrid (2002): Die Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wissenschaft. Etikettenschwindel oder neuer Schritt in Geschlechter- und Generationenverhältnis? In: *Diskurs*. Jg. 12/1, S. 40-49.
- Rabe-Kleberg*, Ursula (2008): Zum Verhältnis von Wissenschaft und Profession in der Frühpädagogik. In: Balluseck, Hilde von (Hrsg.): *Professionalisierung der Frühpädagogik. Perspektiven, Entwicklungen, Herausforderungen*. Opladen & Fannington Hills: Budrich, S. 237-249.
- Reichertz*, Jo (2004): Das Handlungsrepertoire von Gesellschaften erweitern. Hans-Georg Soeffner im Gespräch mit Jo Reichertz [65 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research*, 5/3, Art. 29. Online verfügbar unter: <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403297> (Stand: 27.02.2013).
- Schmied-Kowarzik*, Wolfdietrich (2008): *Das dialektische Verhältnis von Theorie und Praxis in der Pädagogik*. Kassel: Kassel University Press.
- Soeffner*, Hans-Georg (2004): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*. Konstanz: UKV.

West, Candace/*Zimmerman*, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society. Jg. 1/2, S. 125-151.

Wilson, Thomas (1973): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärungen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 54-79.

Wingens, Matthias (1988): Soziologisches Wissen und politische Praxis. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Zur Autorin

Julia Wustmann, 23 Jahre, studiert an der Technischen Universität Dresden im Masterstudiengang Soziologie. Zu ihren wissenschaftlichen Interessengebieten gehören die Frauen- und Geschlechterforschung, die Kindheitsforschung sowie Methoden der Qualitativen Sozialforschung.

AUS DEM BIO-BAUKASTEN - SEXY GENE

Zeitschrift
mit Informationen und Kritik
zu Gentechnik und Biopolitik



Aus dem Inhalt:

- Zwitter, Zweifel,
Zwei-Geschlechter-Norm
- Angeboren oder entwickelt? Zur
Biologie der Geschlechtsentwicklung
- Sexistische Genetik
und ambivalente Medizin
- Natürlich anders? Zur Debatte über
genetische Faktoren der Homosexualität

GID Spezial 9 • 66 Seiten • 6,50 Euro + Porto

Gen-ethisches Netzwerk e.V.

030/6857073 • www.gen-ethisches-netzwerk.de • gen@gen-ethisches-netzwerk.de

Equally Queer?



© Katja Linke

**Strategic Lesbianism
in Diane DiMassa's *Hothead Paisan***

von Katja Linke

In recent years, more and more people have chosen gender-neutral terms like “queer” over gender-specific terms like lesbian and gay to indicate their non-normative gender and/or sexuality. While there are many good reasons for this development, the loss of gender-specific terms makes it harder to address gender-specific experiences of sexism both within and beyond queer communities. A close reading of Diane DiMassa’s comic, “The Complete Hothead Paisan. Homicidal Lesbian Terrorist”, points to the possibility of a strategic use of the term lesbian that avoids the pitfalls of essentialism and gender-normativity, while still retaining its critical potential.

Is queer the new lesbian?

Since at least the early 1990s, the term “queer”, which used to be a homophobic slur, was reclaimed as both a political and a theoretical term in the context of the gay and lesbian movement in the U.S., from where it travelled to many other parts of the world. In her introduction to queer theory, Annamarie Jagose (1996: 1) defines “queer” as, “[b]roadly speaking, [...] those gestures or analytical models which dramatise incoherencies in the allegedly stable relations between chromosomal sex, gender and sexual desire”. German queer theorist Antke Engel (2002: 43) explicitly warns that

“[q]ueer is not a descriptive category with a defined referent, let alone a new identity category. When queer is used as an identity category, [...] power mechanisms of normative inclusion and exclusion are uncritically reproduced” (translation: Katja Linke). This does not, however, prevent many people from using “queer” as a term to describe themselves and others. As Jagose (1996: 98) notes, “queer” can indicate “a suspension of identity as something fixed, coherent and natural. But queer may also be used to signify a different kind of identity which is consistent and self-identical, . . . as a way of distinguishing old-style lesbians and gays from the new”.

This trend of rejecting gender-specific terms like “gay” and – especially – “lesbian” in favor of gender-neutral terms like “queer”, is not only indicated by the September 2010 title of Berlin’s queer magazine, “Siegessäule”, “... und Tschüss! Hat schwul-lesbisch ausgedient?” [... and good-bye! Have the terms gay and lesbian become obsolete?], but is also corroborated by several North American studies (Horner 2007, Peters 2005, Rupp and Taylor in press, Sorensen 2010). In a study that was conducted among middle and high school students in California in 2003, 2004, and 2005, Stephen T. Russel, Thomas J. Clarke and Justin Clary (2009) found that 33,7% of the non-heterosexual

participants identified as gay or lesbian, while only 5,2% identified as queer and 8,2% provided write-in responses, with pansexual (open to sexual relationships with people of all genders, including but not limited to male and female) being the most frequently listed category in this rubric. They (Russel, Clarke, and Clary 2009: 888) state “that it is wrong to conclude that gay, lesbian, and bisexual identities are irrelevant to contemporary youth”. While these gender-specific terms might still be relevant to young people in California, it is nonetheless noteworthy that it was only due to student input during the pre-test phase that “queer” was included as a separate category in the response options for the survey question. Clearly there were at least some students who felt that the term “queer” was popular enough among their peers to merit explicit inclusion in the study.

Interestingly, a study of non-heterosexual, female-identified undergraduates at the University of California in Santa Barbara that was conducted in 2006, 2007, and 2012 yields a much higher percentage of participants who identify as queer (20%), pansexual (4%), or fluid (9%) (Rupp and Taylor in press). This study clearly shows the growing popularity of gender-neutral terms among young adults on college campuses in California. Evalie Horner (2007: 287, italics in

the original) concurs with this assessment when she writes that “‘queer’ [...] is more and more frequently claimed as a sexual identity label by today’s youth”. The female-identified participants in the qualitative studies by Wendy Peters (2005) and Anna Sorensen (2010) seem to oscillate between the two uses of “queer” as a self-description outlined by Jagose above. In any case, they give good reasons for their rejection of the term “lesbian”. One of Sorensen’s participants (2010: 63) explains: “Just to be honest about my stereotypes of people who identify as lesbian, I think of people who are totally not open to a gender spectrum”. Peters (2005: 106) concludes that some of her participants “viewed queer identity as more inclusive of non-normative gender performance [than lesbian identity]. Some saw queer as a movement that tries to recognize differences of race, class, gender, and ability among queers and work toward equity in each of these areas. [...] Others saw queer as reflecting people who participate in BDSM [a wide range of sexual practices including bondage and discipline, dominance and submission, sadism and masochism], leather and polyamory”. These contemporary responses reflect long-standing critiques of the lesbian movement in North America, which has been called out on its racism and classism (cf. Combahee River

Collective 1977 and Anzaldúa 1991), its sex-negativity (cf. Rubin 1984/1992), and its transphobia (cf. Stone 1991). More recently, the gay and lesbian movement has been criticized for its assimilationist politics and for fitting into “the logic of liberal pluralism” (Barnard 2004: 12). These critiques are valid and it is perfectly understandable why many people would not want to be associated with a term that calls up these problematic and oppressive connotations and histories.

Let's talk about sexism!

I suggest, however, that the wholesale rejection of the term “lesbian” leads to the unfortunate loss of a gender-specific term that makes it possible to address the sexism that queer women face both in their lives in general as well as in queer circles. If we are all equally queer – whether we grew up as women or as men, whether we are intersex, cisgendered, or transgendered, whether we live in a monogamous, straight relationship or in polyamorous relationships with people of various genders – it becomes difficult to name crucial differences that still play out in important ways in our lives. As Engel (2002: 44) reminds us, “From the perspective of a power analysis, it is crucial to understand the analysis of androcentrism and phallogentrism as inherent elements of queer theory”

(translation: KL). I argue that the critical retention of the term “lesbian” is necessary if a critique of sexism is to remain part of queer theory.

It is important to emphasize that I am not advocating an essentialist or gender-normative usage of the term “lesbian”. I argue against seemingly commonsensical definitions like political scientist Shane Phelan's (1989: 63) pronouncement that “the word ‘lesbian’ is clearly understood [...] A lesbian, to most English-speakers, is a woman who engages in sex with women”. Against this statement I would like to insist that lesbians are not always women, pure and simple. Most people who identify as lesbian will probably have experiences of having the label “woman” applied to them and/or of choosing this label for themselves, at least in certain situations. But this does not mean that all lesbians unproblematically identify as women, would only date people who do the same, and generally uphold the gender binary in every way possible. In fact, there is a rich history of lesbian gender-non-conformism. When the term “lesbian” first came up around the turn of the century, sexologists like Magnus Hirschfeld and Havelock Ellis (1913: 251) theorized that “inverted women frequently, though not always, convey an impression of mannishness or boyishness”. Elizabeth Lapovsky Kennedy's and Madeline D.

Davis's (1993) influential ethnography, "Boots of Leather", "Slippers of Gold", also describes butch/femme culture (a subculture in which more masculine lesbians (butches) and more feminine lesbians (femmes) date each other) as the most visible mid-20th-century lesbian culture. And Judith Halberstam's (1998) famous book, "Female Masculinity", ends with an analysis of contemporary drag king culture. It is quite surprising that a particularly essentialist, anti-butch/femme, anti-transgender strand of lesbian feminism as expressed in the work of people like Andrea Dworkin, Janyce G. Raymond, Mary Daly, and Sheila Jeffreys was able to eclipse this history (and present).

In light of this history I argue for a "strategic lesbianism" that recognizes gender diversity, honors the complex and often enough tenuous relationship lesbians have to the category "woman", and yet remains committed to anti-sexism. I will perform a close reading of Diane DiMassa's (1999) comic, "Hothead Paisan. Homicidal Lesbian Terrorist", to show that strategic lesbianism is indeed a viable subject position. Along with other comic artists such as Alison Bechdel and Roberta Gregory, Diane DiMassa is one of the most well known lesbian comic writers in the U.S. They form part of a large tradition of queer comics, which have mostly been pub-

lished and distributed through gay and lesbian channels and venues apart from mainstream comics and which, therefore, "have been an uncensored, internal conversation within queer communities, and thus provide a unique window into the hopes, fears, and fantasies of queer people" (Hall 2012: II). "Hothead Paisan" thus occupies a prominent place within lesbian culture in the U.S. and is well positioned as an exemplary text to elucidate the potential of strategic lesbianism.

The literary focus of my argument is due to women's studies professor Bonnie Zimmerman's (Sayer 1995) observation that "[i]n the absence of any kind of [...] exclusively lesbian politics, lesbian community practices and the fact that there are very few lesbian businesses or spaces that have sustained themselves over time, it is literature that continues to be a profoundly important place in which lesbian identities are constructed and deconstructed and contested and everything else". The visual medium of comics is furthermore particularly well suited to illuminate complex gender negotiations.

My analysis is based on Jacob Hale's (1996: 107) "reconstruction of the dominant culture's concept of 'woman'", which I use to demonstrate that Hothead Paisan, the central character of the comic by the same name, does not unproblematically fit this concept. I argue that it

is precisely Hothead's "wrong" performance of femaleness that exposes her to relentless sexism, which in turn makes it strategically useful for her to deploy the term "lesbian" in order to name and resist the gender-specific violence to which she is subjected.

Negotiating femaleness in "Hot-head Paisan"

Even though Hothead Paisan is unambiguously positioned as a lesbian by the comic's subtitle, "Homicidal Lesbian Terrorist", she is not exactly what one would call "a woman who engages in sex with women" (Phelan 1989: 63). In his article, "Are Lesbians Women?" (1996), transgender studies scholar Jacob Hale compiled thirteen defining characteristics of the category "woman" as it is conceived of in the dominant culture of the contemporary U.S. While none of these characteristics are in and of themselves sufficient to place oneself or others securely in the category "woman", neither does one necessarily fall outside of it if one does not fulfill all thirteen of them. The characteristics are differently weighted so that it becomes possible to show how somebody might be placed within the category "woman" even if they do not exhibit all thirteen characteristics, or, conversely, how somebody might not be seen as a woman even

though they do fulfill some of these characteristics. Hale's characteristics are not meant to define once and for all what it means to be a woman; instead, they show the complexities of performing femaleness and of reading someone as a woman within the specific culture of the contemporary U.S.

Far from being unambiguously positioned as a woman, Hothead Paisan fails to fulfill many of these characteristics: Apparently unemployed, yet always able to afford food and housing, Hothead does not have "an occupation considered to be acceptable for a woman" (Hale 1996: 109). In fact, she has no occupation at all. Neither can it be said that she engages "in leisure pursuits [...] considered to be acceptable for a woman" (ibid.), since most of her time is taken up by killing sexist and homophobic men, when she is not watching TV or hanging out with her queer friends.

It is also more than dubitable that Hothead fulfills the criterion of "[h]aving a gender identity as a woman" (ibid.). Hothead never explicitly states that she "feel[s her]self to be a woman" (ibid.), but instead dreams of a world where everybody turns into "hermaphrodites" (DiMassa 1999: 33). To Hothead "this is infinitely more excellent than a mere gender takeover!" (ibid.: 34) because in this perfect world everybody would be

both male and female – and everything in between – and gender would lose its oppressive significance. Hothead's dream world literalizes Engel's (2002: 11) insight that "without a reliable gender classification, neither can the hierarchical configuration of genders be put into practice, nor can relations of desire be defined as 'same'- or 'opposite'-sex. The hierarchical order of gender and heterosexualized desire is based on the norm of the stability and coherence of two unambiguously separated yet mutually related genders" (translation: Katja Linke). Hothead knows that, in the absence of the binary gender system, sexism and homophobia would lose their power over her. Thus, far from feeling herself to be a woman, she longs for a world in which it would not be necessary to have a gender identity as either a man or a woman.

Most importantly, Hothead fails to fulfill a heavily weighted cluster of characteristics, which Hale (1996: 110, emphasis mine) groups together under the rubric of "gender attribution". On a very basic level, Hothead does not give "textual cues' that work together to produce the gender assignment 'woman' in those with whom one interacts [...] unambiguously, constantly, and without those with whom one interacts ever thinking about making this gender assignment" *ibid.*: 111), since her first name is gender-neutral and she does not object

when she is addressed with the male signifier "uncle Hothead" (DiMassa 1999: 94). Conversely, she does refuse to be addressed as a "young lady" (*ibid.*: 402). She also does not "behave' in ways that work together to produce the gender assignment 'woman' in those with whom one interacts" (Hale 1996: 111, emphasis mine). Quite to the contrary, Hothead exhibits behavior that she herself – probably along with most of her readers – categorizes as stereotypically, even exaggeratedly, male: she engages in extreme violence, even rape, demonstrates callousness towards her victims, and experiences a total lack of guilt. In one sequence, Hothead ponders who she would be if she had been born with a male body and she reaches the conclusion: "The stinking truth is [...] I would be a mean, nasty, live to ride – ride to live, die hard, I-love-my carburetor, dirty bad biker! [...] I'm pretty close to that anyway. Just take my heart away, and I'm a man" (DiMassa 1999: 371f.). In the last panel of this sequence, Hothead's usual self looks at the reader, but we also see her hairy back in the mirror, literally mirroring on a bodily level Hothead's insight that her behavior is much closer to stereotypically male behavior than to stereotypically female behavior.

DiMassa makes full use of the visual opportunities afforded by the medium of comics to show that Hothead also fails

to fulfill the third and last characteristic that is concerned with gender attribution. Hothead does not “[a]chiev[e] and maintain [...] a physical gender self-presentation the elements of which work together to produce the gender assignment ‘woman’ in those with whom one interacts” (Hale 1996: 110). According to Hale (1996: 111), one’s physical gender self-presentation includes such elements as “attire, jewelry, cosmetics, hairstyle, distribution, density, and texture of facial and body hair, fingernail and toenail appearance, skin texture, overall body morphology and size, odor, facial structure, and vocal characteristics”. It therefore encompasses both characteristics of the physical body that are comparatively harder to change and presentations of the body that can be modified more or less at will.

With regard to the latter, Hothead is consistently differentiated from straight women, who are often disparagingly referred to as “spritzeheads” in the comic (cf. for example: DiMassa 1999: 131 and 224). Hothead is usually dressed in black boots, cut-off pajama pants and a sleeveless shirt. Sometimes she wears a leather jacket. Her nails are short, her hair is unruly and punky. She does not wear make-up and does not shave her legs and armpits. Within the parodic world of the comic, straight women in contrast are portrayed as embodying exaggerated

ideals of femininity, which are indexed through such markers as high-heels and tight-fitting clothes that emphasize their breasts and hips. In contrast to Hothead, they wear make-up and jewelry and are usually drawn with long nails, shaved legs and armpits, and carefully styled hair. This exaggerated portrayal of straight women serves as a visual critique of socially constructed ideals of femininity, which all women, including Hothead, are measured against.

However, Hothead is not only differentiated from “spritzeheads”, i.e. “real” women, who perform femaleness ‘correctly’, through her clothes and the grooming of her body, but also through her physical body itself. In one panel (DiMassa 1999: 189), Hothead’s body and the body of a straight woman are directly juxtaposed. While Hothead is drawn as muscular, unshaven and boyish, the straight woman has an hourglass figure with large breasts and hips and has no hair anywhere on her body. Their stance is somewhat similar, but whereas Hothead takes on a challenging posture with her legs far apart and her hands on her hips, the straight woman has her legs closed and turns that pose into a tease for the male gaze. Significantly, the straight woman is drawn as a paper doll with a paper bag over her head and is held up by a man, while Hothead seems to stand on solid ground in

her big, black leather boots. The straight woman seems to exist only in relation to a man, is held up by him, positioned and modeled for his enjoyment, robbed of her individuality. The lesbian, on the other hand, stands on her own two feet, apart from the heterosexual matrix (cf. Butler 1990/1999: 194), representing a rejection of both femininity and masculinity in her gender-ambiguous body. This panel could, in fact, be read as a visual representation of Monique Wittig's (1992: 20, italics in the original) famous claim that "[the lesbian] is not a woman, either economically, or politically, or ideologically. For what makes a woman is a specific social relation to a man, a relation that we have previously called servitude, a relation which implies personal and physical obligation as well as economic obligation [...] a relation which lesbians escape by refusing to become or to stay heterosexual". In this panel, Hothead's independence from men does indeed seem to indicate an escape from the category woman even on the level of her physical self-presentation.

As the last paragraph already indicates, she also, and quite obviously, fails to fulfill the criterion of "[e]ngaging [...] in some form of sexual/affectional relationship with a man who is commonly recognized as heterosexual" (Hale 1996: 110). While most of her past lovers are portrayed as femmes, her most consist-

ent love interest in the comic, Daphne, is drawn as very gender-ambiguous and is "in the middle of a large-scale transition" (DiMassa 1999: 312). Since it is never revealed from what to what Daphne transitions and since she also never arrives at any obvious endpoint of her transition, Daphne further complicates Hothead's supposed status as "a woman who engages in sex with women" (Phelan 1989: 63, see above). Instead of having sex with 'women', Hothead has sex with a person who is neither male nor female and whose gender is best described as 'in transition'.

Hothead's relationship to the category "woman" as it is commonly understood is tenuous at best and challenges essentialist and identitarian accounts of what it means to position oneself as female and/or lesbian. In fact, it seems as if Hothead's desire for a gender-ambiguous world as well as her relationship to Daphne would position her as queer more than lesbian in the sense that her (ideal) gender identity falls outside the binary of male and female just as much as her sexual orientation defies the binary of hetero- and homosexuality.

"Hothead Paisan" as an example of strategic lesbianism

Hothead's strategic use of the term "lesbian" is due to the simple fact that she

is relentlessly read as a woman by a sexist and homophobic world because she fulfills Hale's (1996: 107f.) two most weighted characteristics: "Absence of a penis [...]. Presence of breasts". While she does not fulfill seven of the thirteen characteristics and gives no clues with regard to four more of them (having to do with reproductive organs, hormones, chromosomes, and gendered life history), the fact that her otherwise gender-ambiguous body does have breasts and no penis is enough to place her as female in the eyes of the sexist world around her. And the world does not approve of what it sees. Read as a woman who does not conform to the expectations of 'true' womanhood on many different levels, she is made to bear the brunt of what Hale (1996: 106) calls a "multiplicity of regulative strategies [...] necessary to keep people straight, to keep women from being bad girls, and to keep people clearly within their gender categories". Hothead encounters sexism everywhere in mainstream U.S. culture: on TV, on billboards, in the feminine aisle in the supermarket. Positioned as a gender non-conforming woman, Hothead is directly targeted by these messages: Not only do people on TV reach into her living room to put her in "a beautiful 'mold' [...] with [her] name on it" (DiMassa 1999: 15, emphasis in the original), Hothead also finds herself standing on a literal tar-

get when she feels overwhelmed by all the sexist advertisements in the street. If there was any lingering doubt about Hothead being personally impacted by the sexist culture around her, it is quickly dispelled by the many men physically and verbally assaulting her in public. One panel in particular (DiMassa 1999: 332) visually expresses the connection between being placed as a woman and becoming a target of sexism: Hothead is shown with a women's sign on her chest, the upper part of which looks like a target. Hothead is dwarfed by a huge, partially visible figure, poised to attack her. The shadows of the figure's hands are already on Hothead's shoulders, demonstrating that her perceived femaleness positions her as a target and a potential victim of sexist violence.

Here it becomes clear that the comic actually directly contradicts Wittig's assertion quoted above that lesbians can escape the category (or class) of women simply by refusing to be in a relationship with a man. Hothead would love to escape the sexism attached to a categorization as female, but the sexist world around her simply will not allow her that escape. To be clear: It is not any 'innate', 'natural', or 'essential' femaleness that ties Hothead to the category woman, nor do her breasts and lack of a penis in and of themselves 'make' her a woman. It is sexism that attaches such

huge importance to these two physical characteristics of her body. And it is precisely this sexism that informs Hothead's everyday experiences that establishes a tie between Hothead and the category "woman". In one sequence, she advertises on TV, "Is your career suffering due to unworthy penises?? [sic] Are you tired of fearing for your life because penises are stalking the planet? [...] Then I am the girl 4u [sic] [...] Never again walk away quietly because there's 'nothing u can do'. This convenient homicidal dyke [slang word meaning "lesbian", often used as a derogatory term for masculine women, but reclaimed by some lesbians, who self-identify with the term] will come right to your door!" (DiMassa 1999: 83). She defiantly identifies as a "girl," a "dyke," and as women's rightful avenger in order to point out and fight against the sexism she encounters everywhere.

While Hothead's multifaceted gender performance can in many ways be read as an attempt to put Engel's (2002) proposed strategy of ambiguation into practice in order to subvert the binary gender system, on which the heterosexual matrix rests, this strategy also has its limits because a fully gender-ambiguous world is clearly marked as a dream world within the comic. In my reading, replacing the gender-specific term "lesbian" with the gender-neutral term queer to

describe Hothead's subject-position would violate Engel's (2002) criterion of dehierarchization, which is supposed to govern the use of the strategy of ambiguation. The term queer would not allow Hothead to name, analyze, and therefore work to dismantle the very real gender hierarchies that govern her everyday life. Since it is impossible for her to lead a non-gendered life under conditions of sexism, it would be an expression of wishful thinking and political naivety to deprive herself of gender-specific terms that allow her to name her gender-specific experiences.

Hothead's strategic lesbianism is akin to Tuija Pulkkinen's (1996: 204) "politics of names", which is based on a strategic assumption of an "identity as not a universal characteristics but something relevant here and now, something formed as a political entity against the hegemonic power" (ibid.). The politics of names is supposed to give "different positions names and in this way acquiring them as socially recognized existence" (ibid.). While Hothead's naming of her position is less concerned with social recognition, it seems to me that resistance against hegemonic power is also impossible without a politics of names. It is not enough for this politics of names, however, to create new names for emerging subject-positions beyond the heterosexual matrix (as Pulkkinen

seems to imagine); it also needs to retain old names to make strategic use of their critical potential.

It is important to emphasize that, in the tradition of women of color feminism and Black lesbian feminism, I understand strategic lesbianism less as an identity, an 'accurate' description of who one is and who one desires, but more as a position from which to launch "critiques of heterosexuality and patriarchy" (Ferguson 2004: 127). As Roderick A. Ferguson (2004: 127) puts it with recourse to eminent Black lesbian feminist Barbara Smith, "lesbian' actually identifies a set of social relations that point to the instability of heteropatriarchy and to a possible critical emergence within that instability". Chicana lesbian feminist Cherrie Moraga (2000) echoes this use of the term "lesbian" when she relates how she uses her lesbian subject position to critique the sexism and the homophobia of the Chicano nationalist movement. For her, naming herself a lesbian is more political than using the term queer because it makes sure that sexism is named and that feminism does not disappear under the umbrella of "queer". Hothead's choosing of the name "lesbian" is similarly strategic in that it is not based on an essentialist understanding of herself and her partners as unproblematically and unchangeably belonging to the category "woman", but on a

political analysis of her life as informed by both homophobia and sexism. In fact, Hothead distances herself from some forms of essentialist lesbian feminism that use the name "lesbian" as a narrow identity category that excludes people who "eat meat and talk about sex out loud" (DiMassa 1999: 43). I propose to read Hothead's strategic lesbianism as a tactic deployed by what Chela Sandoval (2000: 58) calls "differential consciousness". Sandoval (2000: 60) writes, "Differential consciousness requires grace, flexibility, and strength: enough strength to confidently commit to a well-defined structure of identity for one hour, day, week, month, year; enough flexibility to self-consciously transform that identity according to the requisites of another oppositional ideological tactic if readings of power's formation require it; enough grace to recognize alliance with others committed to egalitarian social relations and race, gender, sex, class, and social justice, when these other readings of power call for alternative oppositional stands". Since strategic lesbianism is decidedly not an expression of an innate and fixed essence, it is helpful to see it as only one among many possible tactics that can be used to dismantle the heterosexual matrix and other forms of oppression. However, given the prevalence of sexism in Hothead's life as well as in contemporary Western socie-

ties such as the U.S. or Germany (which form the context of this analysis), I see strategic lesbianism as a crucial tactic in the fight against sexism in queer circles as well as in the wider society.

Given its focus on both homophobia and sexism, strategic lesbianism is one step removed from being the “single-issue mode of difference divorced from race and gender” against which Ferguson (2012: 217) warns in his most recent book, “The Reorder of Things”. However, it is important to note that even though strategic lesbianism in “Hothead Paisan” is largely set in a white context and even though issues of race and class are not adequately addressed in the comic, strategic lesbianism should not be construed as a white, middle-class tactic. As the above example of Moraga’s work demonstrates, strategic lesbianism can be deployed in all racial and class contexts to name specific ways in which these contexts are shaped by sexism and homophobia. However, strategic lesbianism is clearly a limited tactic in that, like the term “queer”, “it doesn’t ensure that people of color are named, it doesn’t ensure that working-class people are named, or poor people are named – it doesn’t ensure any of those things” (Moraga 2000: 69). And, as both Ferguson and Moraga (cf. 2000) emphasize, it is of the utmost importance that these (and other) subject positions are named and

critically mobilized so that strategic lesbianism does not become another “mode of difference consistent with interest politics in liberal capitalist nation-states” (Ferguson 2012: 217).

Lesbian as “‘queer’ on a perhaps smaller scale”

With this brief analysis, I hope to have shown that it can be strategically useful to retain the term “lesbian” – whether as an exclusive self-identification in the realm of gender and sexuality or alongside other self-identifications like “queer” – in order to mount a critical challenge against sexism in different contexts. Clearly, I am not implying that all queer women should identify as lesbians – the racist, classist, transphobic history of the term severely limits its appeal. However, I would like to contest the perception quoted in the beginning of this article that a movement that comes together under the gender-neutral banner of “queer” would be particularly well suited to “recognize differences of . . . gender” (Peters 2005: 106). Currently, “lesbian” seems to be the only term in common usage that serves to indicate the particular subject position at the intersection of (at least) homophobia and sexism that queer women inhabit.

In accordance with English scholar Anne N. Thalheimer (2002: 202f.), I would pro-

pose that “lesbian’ could potentially function similarly to ‘queer’ on a perhaps smaller scale – in that ‘lesbian’ is one grouping that does not have a single, set, fixed definition”. For “Hothead Paisan” this is certainly true: like the term “queer”, “lesbian” functions as a signifier for people who attempt to live outside the heterosexual matrix, but unlike “queer”, “lesbian” only designates those people whose current politics and gender performance grew and grow out of a female positioning within that matrix. Lesbians are not (in any simple sense) women, but neither can people, who have never (been) identified as women and who have never experienced sexism at all, identify as lesbians. It is this tenuous and difficult connection to the category “women” that differentiates lesbians from queer people more generally. And it is also this tenuous and difficult connection to the term “women” that distinguishes the term “lesbian” as a helpful term that makes it possible to name and speak about the effects of sexism on some queer people – and not on others – as well as about the effects of sexism within queer circles themselves.

References

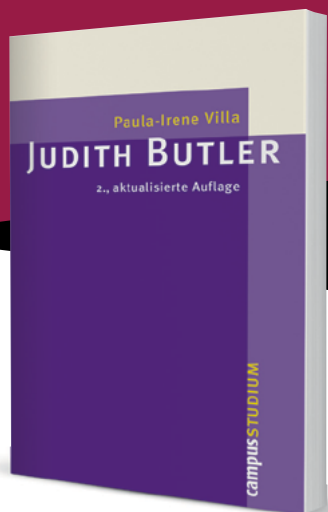
- Anzaldúa*, Gloria (1991): To(o) Queer the Writer – Loca, escritora y chicana. In: Warland, Betsy (ed.): Versions. Writing by Dykes, Queers and Lesbians. Vancouver: Press Gang, pp. 249-63.
- Barnard*, Ian (2004): Queer Race. Cultural Interventions in the Racial Politics of Queer Theory. New York: Peter Lang.
- Butler*, Judith (1990/1999): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. London: Routledge.
- Combahee River Collective* (1977): The Combahee River Collective Statement. In: Schneir, Miriam (ed.) (1994): Feminism in Our Time. The Essential Writings. World War II to the Present. New York: Random House, pp. 175-187.
- Davis*, Madeline D./*Kennedy*, Elizabeth Lapovsky (1993): Boots of Leather, Slippers of Gold. The History of a Lesbian Community. New York: Routledge.
- DiMassa*, Diane (1999): The Complete Hothead Paisan. Homicidal Lesbian Terrorist. San Francisco: Cleis Press.
- Ellis*, Havelock (1913): Studies in the Psychology of Sex. Vol. 2: Sexual Inversion. Philadelphia: F.A. Davis Company.
- Engel*, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt: Campus.
- Ferguson*, Roderick A. (2004): Aberrations in Black. Toward a Queer of Color Critique. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Ferguson*, Roderick A. (2012): The Reorder of Things. The University and Its Pedagogies of Minority Difference. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Halberstam*, Judith (1998): Female Masculinity. Durham: Duke University Press.
- Hale*, Jacob (1996): Are Lesbians Women? In: Hypatia Vol. 22/2, pp. 94-121.

- Hall*, Justin (ed.) (2012): No Straight Lines. Four Decades of Queer Comics. Seattle: Fantagraphics Books.
- Horner*, Evalie (2007): Queer Identities and Bisexual Identities: What's the Difference? In: Firestein, Beth A. (ed.): Becoming Visible: Counseling Bisexuals across the Lifespan. New York: Columbia University Press, pp. 287-296.
- Jagose*, Annamarie (1996): Queer Theory. An Introduction. New York: New York University Press.
- Moraga*, Cherrie with *Weatherston*, Rosemary (2000): An Interview with Cherrie Moraga. Queer Reservations; or Art, Identity, and Politics in the 1990s. In: Boone, Joseph et al. (eds.): Queer Frontiers. Millennial Geographies, Genders, and Generations. Madison: University of Wisconsin Press.
- Peters*, Wendy (2005): Queer Identities. Rupturing Identity Categories and Negotiating Meanings of Queer. In: Canadian Women's Studies. Vol. 24/2/3, pp. 102-107.
- Phelan*, Shane (1989): Identity Politics. Lesbian Feminism and the Limits of Community. Philadelphia: Temple University Press.
- Pulkkinen*, Tuija (1996): The Postmodern and Political Agency. Helsinki: Department of Philosophy University of Helsinki.
- Rubin*, Gayle (1984/1992): Thinking Sex. Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality. In: Ablove, Henry/Barale, Michèle A./Halperin, David M. (eds.) (1993): The Lesbian and Gay Studies Reader. New York: Routledge, pp. 3-44.
- Rupp*, Leila J./*Taylor*, Verta (in press): Queer Girls on Campus: New Intimacies and Sexual Identities. In: Clough, Patricia/Frank, Alan/Seidman, Steven (eds.): Intimacies: A New World of Relational Life. New York: Routledge.
- Russel*, Stephen T./*Clarke*, Thomas J./*Clary*, Justin (2009): Are Teens "Post-Gay"? Contemporary Adolescents' Sexual Identity Labels. In: Journal of Youth and Adolescence. Vol. 38/7, pp. 884-890.
- Sayer*, Susan (1995): From Lesbian Nation to Queer Nation. In: Hecate. Vol. 21/2, accessed 30 November 2012 from Gale Cengage Literature Resource Center, n.p.
- Sandoval*, Chela (2000): Methodology of the Oppressed. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Siegessäule* (2010). Vol. 10.
- Sorensen*, Anna (2010): "I Just Don't Call Myself a Lesbian." Queering Identity Boundaries in the 21st Century. Unpublished Master's Thesis. University of California in Santa Barbara.
- Stone*, Sandy (1991): The Empire Strikes Back. A Posttranssexual Manifesto. In: Stryker, Susan/Whittle, Stephen (eds.) (2006): The Transgender Studies Reader. New York: Routledge, pp. 221-235.
- Thalheimer*, Anne N. (2002): Terrorists, Bitches, and Dykes. Gender, Violence, and Heteroideology in Late 20th Century Lesbian Comix. PhD. University of Delaware. Ann Arbor: UMI.
- Wittig*, Monique (1992): The Straight Mind and Other Essays. Boston: Beacon Press.

Zur Autorin

Katja Linke, 30, promoviert an der Humboldt-Universität zu Berlin in Amerikanistik. Zu ihren wissenschaftlichen Interessengebieten zählen Queer Studies, Queer of Color Critiques, Comics, kritische Pädagogik und anti-rassistische Literaturdidaktik.

Sozialwissenschaften bei Campus



Das Werk von Judith Butler übt seit zwei Jahrzehnten nachhaltigen Einfluss auf viele Debatten in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften aus. Heute gilt Butler als eine der Begründerinnen der Queer Theory und als Philosophin, die sich an der Formulierung einer Ethik der Verletzbarkeit versucht. Diese überarbeitete und erweiterte Einführung stellt Butlers Werk in den Kontext der zeitgenössischen Diskussion, geht auf die kontroverse Rezeption ein und hilft beim Verständnis der komplexen Argumentationen.

2., aktualisierte Auflage 2012. 179 Seiten

€ 16,90

ISBN 978-3-593-39432-9



Der Vergleich als Methode ist grundlegend für die Sozialwissenschaften und fester Bestandteil des politikwissenschaftlichen wie soziologischen Studiums. Dieser umfangreiche Reader versammelt 20 wichtige Texte zum Thema aus fünf Jahrzehnten. Dabei nimmt er zum einen Kategorien und Methoden vergleichender Analyse in den Blick, zum anderen die drei Makrostrukturen Staat, Kapitalismus und Demokratie als zentrale Gegenstandsbereiche. Der Band bietet eine kompakte Literatursammlung und stellt eine ideale Grundlage für entsprechende Seminare in Bachelor- und Masterstudiengängen dar.

2012. 567 Seiten

€ 24,90

ISBN 978-3-593-39743-6



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Niklas Luhmann, gender, queer



© Sonntag/wikipedia.de

von Benjamin Hintz

Das Essay lässt sich von der Frage leiten, wie mit der Systemtheorie Niklas Luhmanns an Themen der Gender und Queer Studies angeschlossen werden kann. Neben der Vorstellung einiger bereits existierender Ansätze interessieren dabei besonders Luhmanns erkenntnistheoretischer Hintergrund und sein Verweis auf die Kontingenz des Sozialen, denn Geschlechter und andere sinnhafte Erscheinungen ergeben sich aus der Konstruktion sozialer und sozialisierter psychischer Systeme. „Konstruiert“ bedeutet jedoch nicht, dass die soziale oder psychische Referenz auf Geschlecht durch die regelmäßige Unterscheidung von Menschen in weibliche und männliche Wesen keine Folgen zeitigt. Was konstruiert ist, hat reale Folgen, weil es konstruiert ist. Doch das Wissen um die Konstruiertheit birgt Potenzial zur Emanzipation.

Geschlecht und Niklas Luhmann?

Mit der Unterscheidung von „sex“ und „gender“ wird in den Sozialwissenschaften durch den Gender-Begriff die soziale Komponente der Geschlechtlichkeit von Menschen hervorgehoben. Die Unterscheidung von Menschen nach Geschlecht wird damit nicht einfach als biologische Tatsache abgetan, sondern in die sozialwissenschaftliche

Untersuchung integriert. In den 1970er Jahren bildete sich eine aus der Frauenforschung hervorgehende wissenschaftliche Disziplin, die sich derzeit unter dem Namen „Gender Studies“ sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zum Thema Geschlecht widmet. Waren Studien der Frauenforschung an dem Thema der gesellschaftlichen Ungleichstellung von Frauen und Männern interessiert, ohne weibliche und männliche Eigenschaftszuschreibungen prinzipiell infrage zu stellen (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992: 201f.), so heben konstruktivistische Arbeiten zum Thema Geschlecht den Mechanismus der Konstruktion der sozialen – zum Teil auch der körperlichen – Zweigeschlechtlichkeit hervor. Dabei kann man grob zwei theoretische Richtungen unterscheiden: die Hervorhebung der interaktiven Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit (vgl. unter anderem Garfinkel 1967; Kessler/ McKenna 1978; West/Zimmerman 1987; Goffman 1994; Gildemeister/Wetterer 1992) und die Konstruktion geschlechtlich codierter Individuen durch den gesellschaftlichen Diskurs (vgl. zum Beispiel Butler 1991). Diese zweite Richtung bezieht die politische Möglichkeit, den gängigen Prozess der Konstruktion heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit performativ queer zu unterlaufen, ausdrücklich mit ein.

Niklas Luhmann (1988) hat sich in einem einzigen Text zum Thema weniger mit der gesellschaftlichen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit befasst als vielmehr mit der „Paradoxie der Frauenbewegung, auf Gleichheit zu pochen und das mit einer Unterscheidung zu untermauern“ (Nassehi 2003: 86). Dabei wurde er als Gegner der Frauenbewegung wahrgenommen, sodass sich „die Diskussion [...] nicht auf die von Luhmann erhobenen Punkte konzentriert hat, sondern auf seine Haltung der Frauenbewegung gegenüber“ (Esposito 2003: 63). Die Frage, ob die Systemtheorie für Themen der Gender Studies anschlussfähig ist, mit „ja“ zu beantworten, ist deshalb keine Selbstverständlichkeit. Inhaltliche Auseinandersetzungen von Vertreterinnen der Gender Studies mit der Systemtheorie gab es trotzdem. Aber hier war die Antwort nicht im Sinne einer positiven Anschlussfähigkeit. In Bezug auf das Thema der sozialen Ungleichheit wird die Frage nach der Brauchbarkeit der Systemtheorie von Ulrike Teubner (2001) mit „eher nein“ und von Regina Becker-Schmidt (1995) mit einem klaren „nein“ beantwortet. Wirft man jedoch einen Blick in Literatur von aus dem systemtheoretischen Milieu stammenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (vgl. die folgenden Abschnitte), dann erscheint die Systemtheorie als durchaus geeignet für

die theoretische und empirische „Ereignishaftmachung“ (Foucault 1992: 31) der sozialen Konstruktion und gesellschaftlichen Ungleichbehandlung der Geschlechter.

Von der Ontologie zur sozialen Konstruktion

Im Alltag wissen wir in der Regel sicher und präzise, was es mit Frauen und Männern auf sich hat. Für die Massenmedien – durch die wir bekanntlich alles wissen, was wir wissen (vgl. Luhmann 1996a) – liegt der Sachverhalt auf der Hand: Es gibt Frauen und Männer. Man konstruiert zum Beispiel eine Kausalbeziehung zwischen der, als natürlich unterstellten, hormonellen Ausstattung und den Charakteristika von Menschen. Sozialität wird dabei auf eine minimale Einflussgröße geschrumpft, sodass „gender“ mit „sex“ quasi zusammenfällt. Die Behauptungen werden als naturwissenschaftlich-biologisch deklariert, was ihnen einen ontologischen Heiligenschein verleiht. Doch nicht immer begibt sich die Biologie auf derartig vorurteilsgeleitete Wege und kommt zu weitaus differenzierteren Ergebnissen, die eher von einem ‚Kontinuum der Unterschiedlichkeit von Menschen‘ als von einer natürlich-dichotomen Teilung der Menschen in zwei Geschlechter ausgeht (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992: 209).

Für die Systemtheorie stellt sich der epistemologische Sachverhalt folgendermaßen dar: Systeme (psychische und soziale) sind darauf angewiesen, die Welt durch systeminterne Unterscheidungen zu beobachten. Das bedeutet, dass Systeme Welt nur innerhalb ihrer selbst konstruieren und nicht in ihrer jeweiligen Umwelt operieren können, denn sonst gäbe es keine das System konstituierende Grenze mehr. Systeme operieren selbstreferenziell und jeder fremdreferenzielle Bezug auf die Außenwelt ist nichts weiter als die selbst hergestellte „Einheit von Selbstreferenz und Fremdreferenz“ (Luhmann 1996b: 45). Welt ist demnach nur vermittelt und nie unmittelbar verfügbar. Wie sich die vermittelte Welt Systemen zeigt, hängt von den Unterscheidungen ab, die sie als Beobachter_innen treffen (vgl. Luhmann 2000: 24ff.).

Die „Theorie des Beobachters“ ist eine der radikalsten erkenntnistheoretischen Einsichten der Moderne, denn sie weist darauf hin, dass jede Beobachtung einen nicht umgehbaren „blinden Fleck“ (Foerster 1999: 83) erzeugt. Dieser kann wiederum nur durch eine weitere Beobachtung sichtbar gemacht werden. Die Beobachtung einer Beobachtung ist jedoch von ihrem Standpunkt aus gesehen wieder nur eine Beobachtung erster Ordnung, die genauso wie die von ihr beobachtete Beobachtung ihres blinden

Flecks nicht gewahr wird. Die Beobachtung zweiter Ordnung führt jedoch zu der Erkenntnis, dass Beschreibungen nicht notwendig sind, sondern kontingent (vgl. Luhmann 1997: 1120ff.): „Der Beobachter erster Ordnung, hier also die normale gesellschaftliche Kommunikation, beobachtet die Welt [...] in einer „Nische“, und für ihn ist daher die Welt ontisch gegeben. [...] Der Beobachter zweiter Ordnung kann dagegen eine System/Umwelt-Beziehung erkennen, die in der für ihn gegebenen Welt (in *seiner* Nische) auch anders organisiert sein könnte.“ (Ebd.: 1120f.; Hervorhebung im Original)

Ist der Realitätsgehalt einer Beobachtung deshalb bedeutungslos? Keinesfalls, denn beobachten bedeutet eine Unterscheidung zu treffen. Dabei wird die eine Seite der Unterscheidung bezeichnet, mit der Folge, dass die andere Seite im Moment der Unterscheidung im Dunkeln bleibt. Eine Unterscheidung treffen heißt demnach einen Unterschied erzeugen, „*der einen Unterschied ausmacht*“ (Bateson 1981: 582; Hervorhebung durch Autor). Ein Nacheinander von Unterscheidungen (Operationen) führt dann zur Bildung und gegebenenfalls Stabilisierung einer individuellen Systemgrenze (vgl. Luhmann 1997: 76f.). Das bedeutet, um Missverständnissen vorzubeugen – und das gilt sowohl für die Wissenschaft als auch für alltägliche

Beobachtungen sowie für psychische als auch soziale Systeme –, dass getroffene Unterscheidungen wirkliche Konsequenzen nach sich ziehen. Es kann demnach in der Systemtheorie nicht darum gehen, den Realitätswert gesellschaftlicher Praxis zu bestreiten, sondern es geht gerade darum, gesellschaftliche Praxis und ihre Folgen zu beobachten.

Gender im System

Mit der beobachtungstheoretischen Voreinstellung ist die Systemtheorie nicht dafür konzipiert, Aussagen darüber zu treffen, was Geschlecht *ist*, sondern darauf ausgelegt, zu beobachten, wie gesellschaftlich mit Geschlecht und der üblichen Unterscheidung von Frauen und Männern umgegangen wird. Eine Beobachtung der gesellschaftlichen Beobachtung von Geschlecht liegt in Christine Weinbachs Konzept „Gender als geschlechtsstereotypisierte Form ‚Person‘“ (Weinbach 2003: 144) vor. Gender meint hier, dass Menschen in sozialen Systemen als „geschlechtsstereotypisierte Form Person gefaßt [werden], die je nach Stereotypisierung unterschiedlich attribuierte Erwartungen bündelt und aus diesem Grunde [...] soziale Inklusionschancen determiniert“ (ebd.). Die Form Person weist in der Systemtheorie auf diejenige Stelle hin, in der in sozialen

Systemen ein Identifikationspunkt für Bewusstsein bereitgestellt wird. Soziale Systeme bilden „personale Referenzen“ (Luhmann 1997: 107) und ermöglichen (oder verhindern) dadurch strukturelle Kopplungen psychischer und sozialer Systeme. Für sozial inkludierte psychische Systeme bedeutet das Person-Sein, den Einschränkungen des gängigen sozialen Betriebs unterworfen zu sein (vgl. Luhmann 1995: 153f.).

Der personenbezogene Inklusionsmechanismus sozialer Systeme gibt einen Hinweis darauf, wie (hier: geschlechtsbezogene) Sozialisation in der Systemtheorie zu denken ist. Menschen werden in sozialen Systemen vorurteilsversehen konstruiert, was sich je nach Konstruktion (Unterstellung) und sozialisationsbedingter Anpassung psychischer an soziale Systeme (der Mechanismus ist prinzipiell als ein wechselseitiger zu denken) vor- oder nachteilig auf die Teilnahmemöglichkeit von Menschen an der Gesellschaft auswirkt. Da es in der Regel nicht wünschenswert ist, die Möglichkeit zur Inklusion zu verlieren, liegt es nahe, sich bestimmten gängigen Erwartungen zu beugen.

Soziale Ungleichheit der Geschlechter

Die soziale Herstellung stereotypisierter Personen führt zu unterschiedlichen Inklusionschancen und damit zu der all-

gegenwärtig zu beobachtenden sozialen Ungleichbehandlung und hinreichend statistisch erwiesenen Ungleichstellung der Geschlechter. In der modernen Gesellschaft geschieht dies allerdings auf andere Weise als in der feudal geprägten mittelalterlichen stratifikatorisch differenzierten Gesellschaft.

Mit dem Wandel der Gesellschaftsstruktur kommt es auch zu einem Wandel der Geschlechtersemantik. In der stratifikatorisch differenzierten Gesellschaft gab es keinen Ansporn für diejenigen, die von der Unterordnung der Frau profitierten, Frauen und Männer auf „natürliche“ Unterschiede festzulegen. „Wie man den Studien von Thomas Laqueur (1992) entnehmen kann, wurden Frauen und Männer noch garnicht im Sinne einer natürlichen Geschlechtlichkeit unterschieden“ (Nassehi 2003: 86). Im Übergang zur funktional differenzierten Gesellschaft lassen sich jedoch aktive Bemühungen beobachten, an der gesellschaftlich untergeordneten Platzierung von Frauen festzuhalten, indem versucht wurde, Frauen und Männern natürliche Unterschiede zu bescheinigen. „Erst mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung entdeckte man Frauen (und Kinder).“ (Ebd.)

Dieser Sachverhalt lässt sich mit dem Wandel der primären Differenzierungsform der Gesellschaft, also gesellschaftstheoretisch, erklären.

War in der stratifikatorisch differenzierten Gesellschaft der Vormoderne die Ungleichstellung von Frauen und Männern mit der kosmisch-hierarchischen Gesellschaftsstruktur kongruent, sodass kaum jemand auf die Idee kam, dass dies eine Ungerechtigkeit darstellen könnte (vgl. Nassehi 2003, 85), so ist diese „Ordnungsfunktion“ (ebd.) für die moderne funktional differenzierte Gesellschaft nicht mehr erkennbar. Auf der Ebene der Funktionssysteme wird die Inklusion von Personen nach funktionalen Gesichtspunkten geregelt (vgl. Weinbach/Stichweh 2001: 34). „Funktionssysteme behandeln Inklusion, also Zugang für alle, als den Normalfall.“ (Luhmann 1997: 844) Was die Gesellschaftsstruktur nicht mehr von sich aus leistete, wurde nun auf die Ebene der Semantik verlagert. Es lassen sich „systematische Versuche und ausgefeilte Semantiken beobachten, in denen es darum geht, Frauen vom Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten auszuschließen. Philosophie und Anthropologie befassen sich intensiv mit Psyche und Physis der Frau um ihre gesellschaftliche Exklusion und ihre Verweisung in den häuslichen Bereich wissenschaftlich zu untermauern“ (Weinbach/Stichweh 2001: 35).

Doppelt sozialisiert und dreifach benachteiligt

Das gesellschaftlich produzierte Wissen entfaltet seine Wirkungen, obwohl die funktional differenzierte Gesellschaft Inklusionsprozesse nicht nach geschlechtlich zugeschriebenen, sondern funktionalen Gesichtspunkten regelt. Und obwohl deshalb eine „De-Institutionalisierung der Geschlechterdifferenz“ (Heintz et al. 2007: 277) auf funktionaler Ebene zu erwarten ist, kommt es dennoch – das zeigt zum Beispiel die von Heintz et al. durchgeführte empirische Untersuchung – zu einer „Diskrepanz zwischen universalistischem Anspruch und partikularistischer Praxis“ (ebd.: 262). Diese Diskrepanz ist durch nicht nach sachlichen Gesichtspunkten geregelten Interaktionsverläufen in Organisationen erklärbar und kommt insbesondere dann zum Tragen, „wenn der Handlungs- und Interpretationsspielraum wenig strukturiert ist. In solch offenen Situationen bietet sich die Geschlechtszugehörigkeit als eine leicht zugängliche Interpretationskategorie, über die Geschlechterstereotype in Interaktionen einfließen und am Ende zu einer Ungleichbehandlung führen können“ (ebd.: 277).

Das „Durchkreuzen der Geschlechterdifferenz durch funktionale Diffe-

renzierung“ (Pasero 2003: 109) wird also auf Interaktionsebene in Verbindung mit semantischen Vorurteilen noch einmal durchkreuzt. Die gegenüber der Unterscheidung von Frauen und Männern indifferenten Funktionssysteme stehen einer Semantik gegenüber, die Frauen eine Nähe zur Natur und Männern eine Nähe zu Kultur bescheinigt und deshalb Frauen ein gewisses Maß an Rationalität abspricht (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992: 242). Das Phänomen, das sich daraus ergibt, ist so widersprüchlich wie verhängnisvoll. Das doppelte Durchkreuzen der Geschlechterdifferenz oder – um einen Terminus von Becker-Schmidt zu gebrauchen – die insbesondere für Frauen verhängnisvolle „Doppelsozialisation“ (1995: 115) lässt sich unter systemtheoretischer Betrachtungsweise durch die moderne Gesellschaftsstruktur und der mit ihr gemeinsam auftretenden Semantik der Unterschiedlichkeit erklären. Doppelsozialisation der Frauen meint, die an weiblich codierte Individuen adressierte personale Erwartung, sowohl für das Erwerbsleben als auch in der privaten Sphäre der Familie, Aufgaben der Produktion *und* Reproduktion zu übernehmen. Aus der doppelten Belastung von Menschen, die dazu angehalten sind, (1) gesellschaftliche und (2) gemeinschaftliche Reprodukti-

onsarbeiten zu leisten, wird durch die (3) berufsbezogene interaktiv hergestellte Diskriminierung in Organisationen und Interaktionen eine *dreifache Benachteiligung*.

Niklas Luhmann, gender und queer

Sowohl die aus der Feder oben genannter Autor_innen stammenden sozialwissenschaftlichen Gender und Queer Studies als auch die Systemtheorie luhmannscher Prägung erweisen sich als Instrumente, mit deren Hilfe sich eine alternative - emanzipierte - Haltung zur ontologischen Sichtweise einnehmen lässt. Besonders für die Systemtheorie gilt dabei: „Nicht mehr Belehrung und Ermahnung, nicht mehr die Ausbreitung von Tugend und Vernunft, sondern die Entlarvung und Diskreditierung offizieller Fassaden, herrschender Moralen und dargestellter Selbstüberzeugungen wird zum dominanten Motiv.“ (Luhmann 1970: 69)

Regelmäßig werden wir mit scheinbar substanziell abgesicherten Wahrheiten konfrontiert, die sich lähmend auf Wahlfreiheiten auswirken, Gegebenes als nicht änderbar, weil „natürlich“, suggerieren und sich als „Macht/Wissen-Komplexe“ (Foucault 1976: 39) hartnäckig am Leben halten. Systemtheoretisch betrachtet steht jedoch jede gesellschaftliche Praxis

unter den Vorzeichen der Unwahrscheinlichkeit und Kontingenz. Die Systemtheorie ist eine historische Wissenschaft (vgl. Luhmann 1970: S. 82ff.). Das bedeutet, dass Praxis so ist, wie sie ist, aber auch anders sein könnte, zu früheren Zeiten anders war, auch anders hätte sein können und irgendwann anders sein wird.

Als Erweiterung interaktionistischer Perspektiven bietet die Systemtheorie die Möglichkeit, gesellschaftstheoretische Erklärungen in die Untersuchung ihrer Gegenstände mit einzubeziehen. Im Gegensatz zu Talcott Parsons Strukturfunktionalismus verweist die funktional-strukturelle Systemtheorie Luhmanns dabei jedoch nicht auf Bestandserhaltung, sondern auf ein Denken in Alternativen. Systeme müssen zwar (Umwelt-)Komplexität reduzieren, um eine Systemgrenze zu bilden und damit zu existieren. Und um zu existieren, müssen sie sich selbst erhalten. Diese Aussage ist Luhmann oft als affirmativ vorgehalten worden, dabei besagt sie nichts anderes, als dass etwas, das existiert, nur existiert, wenn es in der Lage ist, nicht in seiner Umwelt aufzugehen. Wie die Ausgestaltung der Existenz von Systemen jedoch jeweils gelöst wird, *steht nicht fest* (vgl. Luhmann 1971: 299) und ist dem gesellschaftlich-historischen Wandel überlassen. Da bleibt nichts

übrig für überhistorische Identitäten. Queer gewendet lädt diese Sichtweise der „Emanzipation der Kontingenz aus sozialen Bindungen“ (Luhmann 1993: 258) ein, der Realität mit einem ironischen Blick zu begegnen (vgl. Luhmann 1996b: 45f.), Möglichkeiten zu sehen und mit diesen zu spielen, „trouble“ zu erzeugen und neue Erfahrungen zu machen. Und das schon allein dadurch, dass man einer durch Kontingenzbewusstsein und Neugierde inspirierten Praxis den Vorzug vor der ontologischen Haltung gibt. Damit ist ein systemtheoretischer Blick auch an die bewusst oder unbewusst verfolgten politischen Intentionen und Wirkungen der Gender und Queer Studies anschlussfähig. Denn mit der luhmannschen Systemtheorie könnte man auch fragen, was denn hinter der Unterscheidung von Frauen und Männern steckt. Luhmanns Abschiedsvorlesung (1993) an der Universität Bielefeld hatte bekanntlich den Titel: „Was ist der Fall?“ und ‚Was steckt dahinter?‘“ Luhmanns Antwort auf die zweite Frage lautete damals bekanntlich: „Gar nichts!“ (ebd.: 259). Hätte Luhmann seinen Vortrag zum Thema der sozialen Konstruktion von Geschlecht gehalten, hätte er wohl dasselbe antworten müssen.

Literaturverzeichnis

- Bateson*, Gregory (1981): Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt*, Regina (1995): Homo-Morphismus. Autopoietische Systeme und gesellschaftliche Rationalisierung. In: Aulenbacher, Brigitte/ Siegel, Tilla (Hrsg.): Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft, S. 99-119.
- Butler*, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Esposito*, Elena (2003): Frauen, Männer und das ausgeschlossene Dritte. In: Pasero, Ursula/ Weinbach, Christine (Hrsg.): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 63-79.
- Foerster*, Heinz von (1999): Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker, Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Foucault*, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault*, Michel (1992): Was ist Kritik? Berlin: Merve.
- Garfinkel*, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Gildemeister*, Regine/ *Wetterer*, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika (Hrsg.): TraditionenBrüche. Entwicklungslinien feministischer Theorie. Freiburg: Kore Verlag, 2. Auflage, S. 201-254.

Goffman, Erving (1994): Das Arrangement der Geschlechter. In: ders.: Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knoblauch, mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt am Main: Campus, S. 105-158.

Heintz, Bettina/*Merz*, Martina/*Schumacher*, Christina (2007): Die Macht des Offensichtlichen. Voraussetzungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 2007. Jg. 36/4, S. 261-281.

Kessler, Suzanne J./*McKenna*, Wendy (1978): Gender. An ethnomethodological Approach. New York: Wiley.

Luhmann, Niklas (1970): Soziologische Aufklärung. In: ders.: Soziologische Aufklärung 1. Opladen: Westdeutscher Verlag, 4. Auflage, S. 66-91.

Luhmann, Niklas (1971): Systemtheoretische Argumentationen. Eine Entgegnung auf Jürgen Habermas. In: Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 291-405.

Luhmann, Niklas (1988): Frauen, Männer und George Spencer Brown. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 17/1, S. 47-71.

Luhmann, Niklas (1993): „Was ist der Fall?“ und „Was steckt dahinter?“ Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 22/4, S. 245-260.

Luhmann, Niklas (1995): Die Form „Person“. In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 142-154.

Luhmann, Niklas (1996a): Die Realität der Massenmedien. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (1996b): Die Neuzeitlichen Wissenschaften und die Phänomenologie. Wien: Picus.

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster und zweiter Teilband. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (2000): Die Religion der Gesellschaft. Herausgegeben von André Kieserling. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Nassehi, Armin (2003): Geschlecht im System. Die Ontologisierung des Körpers und die Asymmetrie der Geschlechter. In: Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (Hrsg.): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 80-104.

Pasero, Ursula (2003): Gender, Individualität, Diversity. In: dies./Weinbach, Christine (Hrsg.): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 105-124.

Teubner, Ulrike (2001): Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern – kein Thema innerhalb der Systemtheorie? In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 288-316.

Weinbach, Christine/*Stichweh*, Rudolf (2001): Die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 30-52.

Weinbach, Christine (2003): Die systemtheoretische Alternative zum Sex-und-Gender-Konzept: Gender als geschlechtsstereotypisierte Form „Person“. In: Pasero, Ursula /Weinbach, Christine (Hrsg.): Frauen, Männer, Gender Trouble.

Systemtheoretische Essays, Frankfurt am Main:
Suhrkamp, S. 144-170.

West, Candace/*Zimmerman*, Don H. (1987): Doing
Gender. In: Gender & Society. Jg. 1/2, S. 125-151.

Zum Autor

Benjamin Hintz, 31, studiert an der Johannes
Gutenberg-Universität Mainz die Fächer Päd-
agogik, Soziologie und Philosophie (Magister). Zu
seinen wissenschaftlichen Interessengebieten
gehören die Sozial-, Gesellschafts- und Erkenntnis-
theorie sowie Gender Studies und Pragmatismus.
Bei dem Beitrag handelt es sich um eine überar-
beitete Version des Exposés zur Magisterarbeit
„Gender Studies und Systemtheorie“, die der
Autor derzeit an der Universität Mainz anfertigt.

DIENADEL

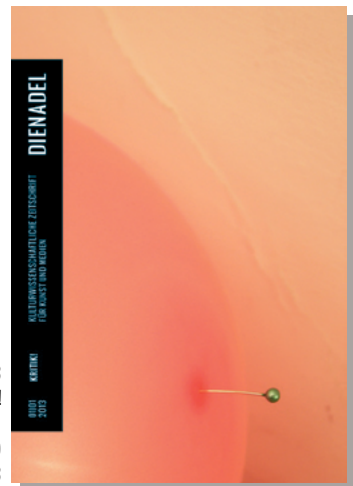
KULTURWISSENSCHAFTLICHE ZEITSCHRIFT
FÜR KUNST UND MEDIEN

DIENADEL veröffentlicht Texte verschiedener Genres von Studierenden
der Kulturwissenschaften, die einen innovativen und kreativen Zugang
zu künstlerischen, kunstwissenschaftlichen und medientheoretischen
Fragestellungen bieten. Zusätzlich bieten Cover und Werkschau im Heft
jungen Künstler*innen die Möglichkeit, sich und ihre Arbeiten zu präsentie-
ren. Textbeiträge, Cover und Werkschau orientieren sich an den jeweiligen
Themenschwerpunkten einer Ausgabe.

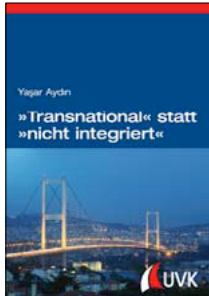
Ausführliche Infos | Bestellung | Call for Papers
WWW2.LEUPHANA.DE/DIENADEL

01|01 2013
KRITIK!

152 Seiten
3 Euro (zzgl. Versand)
ISSN: 2195-9943



UVK:Soziologie



Yasar Aydin

**»Transnational« statt
»nicht integriert«**

lieferbar

ISBN 978-3-86764-419-8

Immer mehr türkeistämmige Hochqualifizierte in Deutschland entscheiden sich für ein Leben und eine Erwerbstätigkeit in der Türkei. Haben wir es hier mit einem »Scheitern der Integration«, einem fehlenden Heimatgefühl oder mit Benachteiligung und Diskriminierung zu tun? Der Autor lässt die Betroffenen selbst zu Wort kommen und zeigt, dass es sich vielmehr um eine transnationale Lebensführung handelt. Grundlage ist eine empirische Feldstudie am Hamburgischen WeltWirtschaftsinstitut (HWWI).



Helga Kotthoff, Shpresa Jashari, Darja Klingenberg

**Komik (in) der
Migrationsgesellschaft**

ca. 03-2013

ISBN 978-3-86764-369-6

Humor »mit Migrationshintergrund« ist kein Nischenthema mehr. KomikerInnen wie Bülent Ceylan, aber auch TV- und Radioproduktionen wie »Taxi Scharia« oder »Türkisch für Anfänger« erfreuen sich massenmedialer Aufmerksamkeit. Komische Darstellungspraktiken werden erstmals wissenschaftlich untersucht und mit Methoden der Soziolinguistik, der Migrationssoziologie und der Kultur- und Sprachanthropologie aufgefächert. Betrachtet werden Comedy-Produktionen, Komik in Alltagssprachen sowie komische Selbstdeutungen.



Boike Rehbein

**Kaleidoskopische
Dialektik**

lieferbar

ISBN 978-3-86764-415-0

In der globalisierten, multizentrischen Welt des 21. Jahrhunderts muss die gewohnte europäische Sicht auf die Welt revidiert werden. Boike Rehbein untersucht die uns gewohnte Philosophie und Sozialwissenschaft auf ihre Tragfähigkeit in der multizentrischen Welt und stellt im Anschluss daran eine neue kritische Theorie in Gestalt einer »kaleidoskopischen Dialektik« vor, durch die die Dichotomie zwischen Universalismus und Relativismus überwunden werden kann.



Christian Schneickert

**Studentische Hilfskräfte
und MitarbeiterInnen**

ca. 03-2013

ISBN 978-3-86764-330-6

Der Autor untersucht die Situation studentischer Hilfskräfte und MitarbeiterInnen an deutschen Hochschulen, Fachhochschulen und Forschungseinrichtungen. Dabei werden qualitative und quantitative Forschungsmethoden kombiniert und in einen umfassenden theoretischen Rahmen eingebettet. Die Arbeit stützt sich auf umfangreiches empirisches Material.

Quasi-religiöses Wissen



© Daniel Novta/flickr.com

**Ein Interview mit Prof. Dr. Regine Gildemeister
vom Institut für Soziologie der Eberhard-
Karls-Universität Tübingen.**

Geführt und aufgezeichnet für das
Soziologiemagazin von Maik Krüger
am 10. Januar 2013.

Soziologiemagazin: *Frau Gildemeister, unser aktuelles Heft beschäftigt sich mit dem Thema „(Wozu) brauchen wir (ein) Geschlecht?“. Darin steckt ja auch die Frage, ob wir überhaupt ein Geschlecht brauchen...*

Regine Gildemeister: Dass solche Fragen gestellt werden, ist auch ein Erfolg der Geschlechtersozioologie. Vor 20 Jahren wären diese Fragen weitgehend undenkbar und völlig absurd gewesen. Das hätte niemand verstanden, auch nicht in der Soziologie. Dazu hat es 20 Jahre konstruktionstheoretische Geschlechterforschung gebraucht. Und auch innerhalb der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung wurde die Frage in dieser Form lange nicht gestellt; das ist eine vergleichsweise späte Entwicklung.

Im vergangenen September tagte hier in Tübingen die Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW). Bei dieser Gelegenheit soll ein ehemaliger DVPW-Vorsitzender gegenüber dem Arbeitskreis „Politik und Geschlecht“ angemahnt haben, sich doch bitte keinen Verschwörungsphantasien bezüglich der Geschlechterverhältnisse hinzugeben. – Sind denn Geschlechterfragen mittlerweile im sozialwissenschaftlichen Mainstream und in den Köpfen angekommen oder gibt es noch immer Nachholbedarf?

In der oben genannten Form, in der die Kategorien von „Geschlecht“ ernsthaft hinterfragt werden, sind solche Fragen wohl auch heute noch nicht im sogenannten Mainstream angekommen. Aber generell ist „Geschlecht“ inzwischen ein weitgehend selbstverständlicher Gegenstand soziologischer Forschung, etwa in der Sozialstrukturanalyse. Das machen nicht zuletzt die Soziologiekongresse deutlich, auf denen das Thema völlig undramatisiert verhandelt wird. Die entsprechende Sektion hatte sich in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) Anfang der 1980er Jahre gegründet. Das ist jetzt also über 30 Jahre her. Damals hieß sie noch explizit „Sektion für Frauenforschung“. Mittlerweile trägt sie schon seit einiger Zeit den Namen „Sektion für Frauen- und Geschlechterforschung“ – diese Ausdifferenzierung spiegelt auch den Umstand wider, wie stark sich die Debatte innerhalb der Sektion sozialisiert hat. Und die paradigmatische Vielfalt ist hier nicht geringer als in der allgemeinen Soziologie.

Alle anderen sozialwissenschaftlichen Fächer haben ebenfalls entsprechende Sektionen oder Arbeitsgruppen; die Politik- wie die Erziehungswissenschaft. Das ist heute einfach selbstverständlich. Es ist eher begründungspflichtig, wenn eine wissenschaftliche Gesellschaft sich nicht darum kümmert. Ich weiß also

nicht, wovon dieser ehemalige Vorsitzende der DVPW redet. Vermutlich ist er schon etwas älter – jemand, der noch etwas vom „Geschlechterkampf“ im Ohr hat. Dabei geht es aber in der Soziologie der Geschlechterverhältnisse keineswegs um „Geschlechterkampf“. Das Auffällige ist ja eher, dass – abgesehen von vergleichsweise kurzen Zeitabschnitten – so wenig (öffentlich) gekämpft wurde.

Vielleicht liegt das auch an der großen Diskrepanz zwischen dem Alltagswissen und einem sozialkonstruktivistischen Blick?

Das Gleiche gilt für den diskurstheoretischen Blick. Aber das ist in den Sozialwissenschaften so. Wenn Sie zum Beispiel über die soziale Konstruktion von Krankheit reden, haben Sie ebenfalls einen Blick, der sich deutlich vom Alltagswissen unterscheidet. Und wenn Sie über die soziale Konstruktion des Todes reden, hören Sie als Reaktion: „Ja, aber der ist doch trotzdem tot!“ Die Soziologie definiert ihre Probleme zwar oft vor dem Hintergrund des Alltagswissens. Allerdings ist sie in erster Linie eine Reflexionswissenschaft und darf in ihrer Analyse gerade nicht im Alltagswissen aufgehen. Sonst wäre sie keine Soziologie mehr.

Diese Frage hat aber auch einen persönlichen Hintergrund. Wenn ich mit

Freund_innen und Bekannten über Geschlecht und dessen Konstruiertheit spreche, wird mir nicht selten vorgehalten, ich würde Märchen erzählen. Solche abweisenden Reaktionen können sehr demotivierend sein.

Das müssen Sie aushalten. Etwas Ähnliches erzählen meine Seminarteilnehmer_innen auch. Wenn sie im Seminar lernen, dass es eigentlich keine „von Natur aus“ objektivierbaren Differenzen in Fähigkeiten und Eigenschaften zwischen den Geschlechtern gibt und mit dieser Erkenntnis nach draußen gehen, dann – so erzählen sie – komme es oft zu heftiger Kritik und regelrechten Kämpfen. Gerade diese heftigen, zurückweisenden Reaktionen sind aber ein Zeichen dafür, dass nicht Wissens-, sondern Glaubenssysteme angegriffen werden, Glaubenssysteme im Sinne quasi-religiösen Wissens. Andernfalls würden die Debatten nicht derartig emotionalisiert geführt werden.

Umgekehrt lässt sich jedoch auch beobachten, dass es in manchen Medien zunehmend heißt: „Lasst uns doch mit eurer Geschlechterdifferenz in Ruhe!“ In der Wochenzeitung „Die Zeit“ habe ich einen Artikel mit dem Inhalt gelesen: Es gibt machtbessene Frauen wie machtbessene Männer, vielleicht nicht ganz so viele, aber es liegt nicht am Geschlecht. Es gibt Gewichtheberin-

nen, es gibt eitle Männer, die als Models arbeiten und sich den ganzen Tag damit beschäftigen, ihren Körper und ihr Aussehen fit zu halten. Also, was soll's?!

Davon abgesehen müssen wir auf einer empirischen Ebene zuweilen jedoch klare Differenzen feststellen: Es sind nach wie vor viel mehr Männer in Gefängnissen als Frauen. Aber woran liegt das? Mit der Geschlechtersoziologie wird es möglich, solche Fragen überhaupt zu stellen. Ein anderes Beispiel: Männer sterben im Durchschnitt früher als Frauen. Der Schweizer Soziologe François Höpflinger sagt, mit der Natur hat das wenig zu tun. Es liege eher am risikoreicheren Lebensstil der meisten Männer. Mönche würden genau so alt werden wie Frauen.

Also ist der Ansatz eigentlich altbekannt?

Ja und Nein. Es gab in den 1940er Jahren eine Studie von Viola Klein über „The Feminine Character“, den es de facto nur in der Mehrzahl und eben nicht in der unterstellten Eindeutigkeit gibt. Sie wurde aber kaum gelesen. Bis weit in die 1980er Jahre hinein ist die Frauenbewegung ja selbst der Polarität aufgesessen. Und wenn Sie in die Geschichte der Soziologie blicken – gerade deshalb haben wir dieses Buch geschrieben (Gildemeister/Herricks 2012) – dann werden Sie feststellen, dass

die Soziologen bereits seit Entstehung der Soziologie damit begonnen haben, über Geschlecht nachzudenken. Gerade bei den Klassikern ist das vergleichsweise verbreitet: Émile Durkheim und Georg Simmel etwa haben durchaus Zugänge entwickelt, das eigene soziologische Instrumentarium auf die Analyse von Geschlecht anzuwenden. Aber dann brechen sie einfach ab, können das nicht konsequent weiterdenken. Sobald sie anfangen, ihr eigenes Wissen auf die Kategorie des Geschlechts anzuwenden, verlor „Geschlecht“ die Eindeutigkeit, die es im Alltag für sie selbst noch hatte. Insofern findet man bei den Klassikern eine im Grunde absurde Parallelität von soziologischen Überlegungen zu Geschlecht bei gleichzeitig recht einfachen Naturalisierungen. Bei Durkheim ist das besonders auffällig: Er verankert die Entstehung der Geschlechterdifferenz in der Arbeitsteilung. Vor allem in den empirischen Arbeiten aber schreibt er dann, dass Frauen von Natur aus bedürfnisloser als Männer seien. Wenn man sich unter diesem Aspekt die Geschichte der Soziologie ansieht, dann stellt man plötzlich fest, wie sehr gerade die Generation der sogenannten Klassiker bereits gegen eigene Denkgefängnisse angerannt ist. Selbstverständlich haben auch wir heute immer noch Denkgefängnisse, die wir deshalb so schwer überwinden können, weil wir

sie gar nicht als solche wahrnehmen. Wir wissen nicht, was wir nicht wissen. Aber im Vergleich zu den Denkgefängnissen, die vor 100 Jahren in Bezug auf „Geschlecht“ bestanden, sind wir heute eher dazu bereit, Alltagswissen zu problematisieren und anders an diesen Gegenstand heranzugehen. Dabei geraten alltagsweltliche Glaubenssysteme in die Kritik – das ist in anderen Wissenschaften aber auch so. Wenn Sie heute in die etwas anspruchsvolleren Zeitungen hineinschauen – „Die Zeit“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (FAZ), „Neue Züricher Zeitung“ – dann sind diese Problematisierungen dort zumindest teilweise angekommen.

Bedeutet das, die Soziologie muss sich nicht um eine besondere Integration ihrer Theorien und Konzepte mühen, weil die Zeit das erledigt?

Nein, keineswegs. Es ist gut und wichtig, wenn es Wissenschaftler_innen gibt, die das tun. Vor Kurzem beklagte Armin Nassehi in seinem Blog, dass der Soziologiekongress im Oktober in der Öffentlichkeit keinerlei Resonanz hervorgerufen habe. Früher wurde in allen großen Tages- und Wochenzeitungen über Soziologiekongresse berichtet. Heute ist das gerade einmal eine Randnotiz, obwohl es durchaus ein Bedürfnis nach reflexivem Wissen gibt. Die Tagungen der Histori-

ker_innen etwa werden stärker von den Medien begleitet und debattiert. Um die Soziologie kümmert sich derzeit kaum jemand. Das ist schade. Das war schon einmal anders und ich glaube, das müsste auch wieder anders werden. Aber dazu muss es auch Leute geben, die sich in diesen Vermittlungsspagat begeben. Und diese Vermittlung ist ein Spagat! Die DGS vergibt auch regelmäßig einen Preis für solche Vermittlungsaufgaben. Es gibt durchaus Figuren, die das können. Meine Stärke liegt darin nicht. (lacht)

Kommen wir doch zu einer öffentlichen Debatte, die im vergangenen Jahr geführt wurde, als der Ethikrat seine Stellungnahme zum Thema Intersexualität verfasste. In dieser Stellungnahme regte er an, die momentanen Regelungen zur Geschlechtseintragung nach der Geburt zu überdenken und unter anderem eine dritte Kategorie einzuführen. Intersex-Aktivist_innen hingegen kritisieren, dass der Rat die Chance nicht nutzte, weiterreichende Forderungen zu stellen. Abgesehen davon ist in der Politik noch keine Reaktion erkennbar. Wie schätzen Sie die Stellungnahme des Ethikrates jetzt, fast ein Jahr danach, ein?

Ich weiß, dass die betroffenen Gruppen das als zu wenig betrachten; insbesondere im Hinblick auf die Entscheidung, dass Eheschließungen nicht

möglich sein sollen. Das hatte sehr viel mit dem Widerstand von Theologen zu tun. Ansonsten ist es mutig und richtig vom Ethikrat zu sagen, dass wir mit zwei Kategorien nicht auskommen. Wir brauchen – ich würde sagen: mindestens – eine dritte Kategorie. Australien hat sie, Indien hat sie, Nepal hat sie. Es gibt inzwischen sieben Länder, die mehr als zwei Kategorien kennen. Ich sage gern: Wenn sich die Leute zwischen den beiden Polen Marilyn Monroe und Arnold Schwarzenegger verorten müssten, würden sich die meisten wohl eher in der Mitte bewegen. Käme nun eine dritte Kategorie ins Spiel, dann ließe sich dieses Denken in Polaritäten etwas aufbrechen. Es würde Raum für ein Kontinuum entstehen, selbst wenn das zunächst auch nur ein Denkmodell ist. Aber ich möchte doch betonen, dass auch eine dritte Kategorie keine Lösung ist. Ihre Einführung würde nur weiter den Glauben nähren, es gäbe so etwas wie ein ‚richtiges‘ Geschlecht und man könnte aufgrund objektivierbarer Merkmale jemandem dieses ‚wahre‘ Geschlecht zweifelsfrei zuordnen. Zudem stellt sich die Frage, wer das dann kontrolliert...

Das führt uns zur Rolle der Medizin, zu den Ärzt_innen.

Genau, denn diese Festlegung läge auch bei einer Auswahl zwischen drei

Geschlechtern weiterhin bei Expert_innen, die es zu ihrem exklusiven Expert_innenwissen machen. Dabei stellte es vor 300 Jahren bei uns kein großes Problem dar, in geschlechtlicher Uneindeutigkeit aufzuwachsen. Die Menschen wurden in der Regel erst im Erwachsenenalter gezwungen, eine Entscheidung zu treffen. Aber das war eine individuelle Entscheidung. Erst mit dem Fortschritt der Medizin wurde es zur Sache der Mediziner, das ‚wahre‘ Geschlecht zu ermitteln und die jeweilige Person darauf zu verpflichten.

Faszinierend daran ist, dass auch die Medizin selbst verschiedene Arten der Geschlechtsunterscheidung kennt: chromosomal, psychisch, gonadal und auch nach äußeren Merkmalen. Dieses Wissen hat eigentlich auch jeder Mediziner, jede Ärztin. Warum dringt von diesem Wissen um die Uneindeutigkeit kaum etwas nach außen? Warum bewegen wir uns immer noch in diesem eingeeengten Feld?

Ja, das ist in der Tat faszinierend: Was trug dazu bei, dass das medizinische Wissen so stark in das Allgemeinwissen, was wir Alltagswissen nennen, eindringen konnte und dann wiederum auch auf die Medizin zurückwirkte? Die Medizin hat ihr medizinisches Verständnis vom Körper und wir glauben, dass wir die Wahrheit über den Körper

von der Medizin erfahren. Nicht zuletzt deswegen ist die These von der sozialen Konstruktion von Krankheit genauso erfahrungsfern wie die These von der sozialen Konstruktion von Geschlecht. In beiden Bereichen hat die Medizin ein Deutungsmonopol. Warum sollte sie dieses Deutungsmonopol aufgeben? Dabei rekurren die Expert_innen vielfach gar nicht auf ihr medizinisches Wissen. Im Zusammenhang mit der Stellungnahme der Ethikkommission zur Intersexualität gab es mehrere interessante Interviews, Kommentare und Streitgespräche in der „Zeit“ oder in der FAZ. Die Ärzt_innen argumentierten immer wieder durchgängig, dass es die gesellschaftlichen Bedingungen sind, die dazu führen, dass ein Kind Schaden nimmt, wenn es nicht eindeutig einem Geschlecht entsprechend erzogen wird. Das war und ist das zentrale Argument für operative Anpassungen. Dass sie als Mediziner_innen an dem teilhaben, was sie „Gesellschaft“ nennen und dazu beitragen, dass sich dieser problematische Zustand immer neu reproduziert, das liegt außerhalb ihres eigenen wissenschaftlichen Zugangs.

Wenn wir uns nun den Debatten in der Politik zuwenden, die im Moment stattfinden, dann zeigt sich, dass die Diskussionen über den Kita-Ausbau und die sogenannte „Frauenquote“ Bestandteile eines Gleich-

stellungs- und Emanzipationsdiskurses sind, der Gleichberechtigung hauptsächlich über die Chancen am Arbeitsmarkt definiert. Die Feministin Nancy Fraser hat dazu in einem Essay einmal polemisch geschrieben: „Der desorganisierte Kapitalismus macht aus Scheiße Gold, indem er über die neue Geschlechtergerechtigkeit fabuliert und darüber, wie herrlich weit die Frauen es doch gebracht hätten.“ (Fraser 2009: 52) Sehen Sie das Primat der Ökonomie eher als Problem oder als Teil der Lösung auf dem Weg zur Geschlechtergerechtigkeit?

Ein Primat der Ökonomie ist immer problematisch, egal wo. Aber es geht auch nicht ohne die ökonomische Unabhängigkeit der Frauen. Wenn Frauen ökonomisch unabhängig sein wollen, dann müssen sie qualifiziert sein und einen unbegrenzten und ‚gleichen‘ Zugang zum Arbeitsmarkt haben. Das macht sie nicht zu besseren Menschen. Es geht zunächst nur um das eigentlich selbstverständliche Recht auf gleiche Partizipation in allen Bereichen. Es ist sicherlich nicht damit getan, dass wir eine Bundeskanzlerin haben. Aber es ist wichtig, dass es für Frauen überhaupt möglich ist, Bundeskanzlerin, Außenministerin oder Chefin des Weltwährungsfonds zu werden. Das steht außer Frage. Genauso selbstverständlich ist es jedoch auch, dass Gleichstel-

lung nicht allein in den ökonomischen Möglichkeiten aufgehen kann. Zwar ist ohne ökonomische Unabhängigkeit keine Gleichstellung möglich. Wenn aber die Aspekte traditioneller Frauenarbeit gesellschaftlich völlig verschwinden, dann ist das auch ein Verlust. Ein bedeutender Teil der Forschung im Bereich „gender“ und „care“ thematisiert genau diese Probleme, auf die auch Fraser in dem zitierten Artikel anspielt: Was passiert eigentlich mit den Tätigkeiten, die Frauen bisher im häuslichen Rahmen geleistet haben oder die ihnen zugeschrieben wurden? Was geschieht mit dem Umgang mit Kindern, Alten und Kranken, wenn die bisher als „privat“ klassifizierten fürsorglichen Tätigkeiten wegfallen, wenn diese nur noch in professionell verberuflichter Form angeboten werden? Daran wird wiederum deutlich, dass es letztlich mit der „Gleichstellung“ der Frauen nur vorwärts gehen kann, wenn sich auch auf der Seite der Männer etwas ändert. Das wird in der Regel von diesen als (Macht-)Verlust thematisiert. Aber man könnte solche Veränderungen auch als Gewinn betrachten.

Die Diskussion über die „Frauenquote“ und andere Gleichstellungsstrategien veranschaulicht aber auch das Problem der Reifikation oder Re-Essenzialisierung: Die Gender/Queer Studies mahnen seit

jeder an, dass Gleichstellungsstrategien wie „Gender-Mainstreaming“, „Diversity Management“ oder die sogenannte „Frauenquote“ durch das Operieren mit binären Geschlechterkategorien die Heteronormativität festschreiben und somit auch die naturbezogene Verankerung der Geschlechterunterschiede zementieren. Kann dieses Dilemma in Ihren Augen aufgelöst werden?

Derzeit ist es nicht aufgelöst. Aber „Diversity“ muss nicht so verstanden werden, wie es momentan in den Unternehmen praktiziert wird. In dem Moment, in dem man etwas zu einem öffentlichen Thema macht, ist es ein Stück weit dem Selbstverständlichen entzogen. Die bisherigen Kategorisierungen im „Diversity Management“, die nach den Klassifizierungen Geschlecht, Alter, Ethnie, sexuelle Orientierung und Behinderung die Menschen in Gruppen einteilen, sind als solche nicht sehr nützlich. Dagegen könnte man „Diversity“ durchaus so interpretieren, dass man die Art der Verkopplung sozialer Kategorien zum Thema macht. Damit würde es zu einem Programm avancieren, das auch für die sozialwissenschaftliche Forschung offen ist, nicht nur für die Ökonomie. Ob man die Binarität und Polarisierung damit in einer breiten Öffentlichkeit in absehbarer Zeit aufbrechen kann, würde ich dennoch bezwei-

feln: Für die große Mehrheit bleibt es wohl dabei, dass es Männer und Frauen gibt, dass Frauen Kinder bekommen und alles andere daraus folgt.

Dann wäre eine „Frauenquote“ doch ein erster Anfang - ähnlich wie die Einführung einer dritten Kategorie von Geschlecht.

Ja, ich bin auch keineswegs gegen eine „Frauenquote“ in Aufsichtsräten; im Gegenteil. Aber wenn schon die Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen sagt, dass wir ohne „Frauenquote“ die bestehenden Seilschaften nicht aufbrechen können, dann motivieren wir damit nicht unbedingt Frauen, es dennoch zu versuchen. Für viele ist das eher frustrierend und legitimiert einen Rückzug aus der Arbeitswelt.

Aus soziologischer Sicht ist die Debatte einerseits eine Dramatisierung, sie bietet aber auch die Chance zur Egalisierung. Man kann ja im Grunde einen Job nicht „männlich“ oder „weiblich“ machen. Man kann ihn gut oder schlecht machen. Und Gleichstellung ist erst dann erreicht, wenn Frauen in Führungspositionen genauso unfähig sein dürfen, wie zum Beispiel einige Planer und Manager beim Bau des Berliner Flughafens. Bisher wird in den Debatten meist unterstellt, dass Frauen besser sind oder vielmehr: besser sein müssen. Von daher bedarf es solcher Übergangsrege-

lungen wie der „Frauenquote“. Vielen Frauen – aber durchaus nicht allen! – ist der Gedanke noch fremd, dass Arbeit dann anfängt Freude zu machen und nicht unbedingt anstrengender wird, wenn eine höhere Position erreicht ist. Es macht ja nun wirklich nicht jede Arbeit Spaß oder ist befriedigend; weder für Männer noch für Frauen. Trotzdem bezieht die Mehrzahl der Männer ihr Selbstwertgefühl nach wie vor offenbar sehr stark aus dem Tatbestand der Erwerbsarbeit. Frauen tun dies anscheinend immer noch ein bisschen weniger. Aber es gibt natürlich in diesem Sinne nicht die Frauen oder die Männer. Die Heterogenität ist inzwischen doch erheblich. Es ist übrigens immer wieder überraschend, wenn man sich anschaut, in welchen Milieus sich bestimmte Bilder besonders dauerhaft halten. Ein extremes Bild weiblicher Duldsamkeit findet sich bei den von Barbara Ehrenreich beschriebenen „working poor“: Frauen, die drei Jobs haben, ihre arbeitslosen oder im Gefängnis einsitzenden Männer unterhalten und immer noch meinen, dass es ohne Mann nicht geht. Das sind verrückte Konstruktionen.

Da Sie gerade von Konstruktionen sprechen: Wir setzen einmal voraus, dass unsere Leser_innen „sex“ und „gender“ zu unterscheiden wissen. Nun ist aber bekanntermaßen nicht nur „gender“ ein

soziales Konstrukt, sondern auch „sex“. Wann sollten wir also welchen der beiden Begriffe verwenden?

Das ist ja noch nicht einmal innerhalb der Geschlechterforschung Konsens. In „sex“ und „gender“ steckt eine Aporie, die inzwischen oft aufgedeckt wurde: dass es bei zwei „sexes“ auch nur zwei Arten von „gender“ geben könne. Und das entspricht einfach nicht der realen Vielfalt, sondern es ist eine Einengung. Insofern ist auch „sex“ eine Wissens-kategorie. Stefan Hirschauer schlug einmal eine Unterscheidung in Sex Studies und Gender Studies vor. Sex Studies wären dann die Bereiche, die die biologisch-naturwissenschaftlichen Konstruktionen untersuchen. Dazu gibt es inzwischen auch sehr interessante Ansätze; von Heinz-Jürgen Voss zum Beispiel, oder das schöne Buch von Sigrid Schmitz und Smilla Ebeling „Geschlechterforschung und Naturwissenschaften“ (2006). Dadurch, dass die Autorinnen darin mit naturwissenschaftlichen Figuren argumentieren, erscheinen die Aussagen andockbarer an ein naives Wissenschaftsbild, zumindest andockbarer als die reflexiven Kurven, die von den Konstruktionstheorien geschlagen werden. Konstruktionstheorien gehen davon aus, dass alles Gesagte von einem Beobachter gesagt wird. Diese grundlegende These in alltagstaugliches Wissen

zu übersetzen, ist schwierig: Alltagswissen basiert ja auf der Annahme, dass die Welt so ist, wie sie ist, und dass sie es weiterhin bleiben wird. Diesem Bild scheinen Naturwissenschaften eher entgegen zu kommen – insbesondere, wenn sie popularisiert werden.

Das liegt ja auch an deren Definitionen. Ein Gesetz muss unter gleichen Bedingungen beliebig oft wiederholt werden können und zum gleichen Ergebnis kommen. Sonst ist es kein Gesetz.

Die Naturwissenschaft hat viele Erkenntnisse erbracht. Aber auch der naturwissenschaftliche Blick basiert – und da würde ich mich wahrscheinlich mit vielen Naturwissenschaftler_innen streiten – auf einer Weltanschauung. Manchmal gewinnt man den Eindruck, dass diese naturalisierende Weltsicht ihrerseits zu einer Quasi-Religion geworden ist. Selbstverständlich gehen wir alle von bestimmten Axiomen aus. Und selbstverständlich kann man stets fragen, auf welche Weise die andere Seite zu ihrer Aussage gekommen ist und ob dieser Weg legitim ist. Wenn jedoch ein Axiom von vornherein nicht akzeptiert wird, dann wird die Kommunikation über ein Thema äußerst schwierig. Deshalb gibt es so häufig Probleme in der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Natur-, Geistes- und Sozi-

alwissenschafter_innen. Ich finde es immer dann besonders spannend und interessant, mit Naturwissenschaftler_innen ins Gespräch zu kommen, wenn die erkenntnistheoretischen Grundannahmen ansatzweise ähnlich definiert sind. In der Technikforschung beispielsweise ist das schon öfter der Fall; da gibt es zwischen Soziolog_innen und Informatiker_innen schon etwas mehr Kooperation.

Wo sehen Sie denn momentan die drängendsten und größten Forschungslücken in der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung?

Das ist schwierig. Letztlich ist das Doing Gender-Theorem eine empirische Fragestellung. Die Frage, wie sich die Geschlechtertrennung im Alltag immer wieder reproduziert und reproduzieren kann, finde ich weiterhin zentral. Es ist doch nicht damit getan, dass wir feststellen, dass der Arbeitsmarkt geschlechtlich segregiert ist, also Frauen und Männer in unterschiedlichen Berufen und Tätigkeitsfeldern arbeiten. Daran muss man die Frage anschließen, wie sich diese Segregation immer wieder neu herstellt. Frauen dringen in Professionen ein und plötzlich haben wir innerhalb der Professionen eine neue hochsegregierte Struktur. Das bedeutet nicht einmal unbedingt, dass Frauen dann auch schlechter

bezahlt werden, aber es bedeutet, dass sich eine deutliche Trennung von Frauen- und Männerbereichen herausgebildet hat. Es ist eine faszinierende Entwicklung und niemand kann genau sagen, wie das passiert. Das andere, was ich sehr wichtig finde, aber selbst nicht mache, ist der gesamte „Care“-Bereich. Was passiert eigentlich, wenn die traditionell Frauen zugewiesene strukturelle Selbstlosigkeit wegbriecht? Für Frauen galt stets, dass sie eigene Bedürfnisse zurückstellen und andere wichtiger nehmen als sich selbst. Wenn Frauen nun immer selbstverständlicher ihren Weg in die ökonomische Unabhängigkeit gehen und dabei auch erfolgreich sind, was passiert dann mit dem Bereich der Sorge und Fürsorge? Dass erfolgreiche Berufstätigkeit nicht mit struktureller Selbstlosigkeit einhergehen kann, wird schon bei der Lektüre der soziologischen Klassiker sehr deutlich. Bei Ferdinand Tönnies war diese Selbstlosigkeit noch in der ‚Natur der Frau‘ verankert, das war bei anderen nicht so selbstverständlich der Fall. Aber für alle gilt, dass sie die soziale Integration explizit zur Aufgabe der Frauen machten und darin eine selbstverständliche Ressource des Sozialen sahen. So war zum Beispiel Durkheim strikt gegen die Ermöglichung der Ehescheidung: Frauen brachten sich zu seiner Zeit signifikant weniger um, wenn eine Ehescheidung möglich war.

Männer dagegen brachten sich in diesem Fall häufiger um. Durkheim sah darin zwar ein moralisches Dilemma, aber da es einfach sehr viel mehr Männer waren, die Selbstmord begingen, war er gegen die Ermöglichung von Ehescheidungen. Das ist wirklich eine erstaunliche Argumentation, die seine Zeitgenossen aber gar nicht so erstaunlich fanden. Als die Disziplin der Soziologie Konturen gewann – zum Beispiel durch Talcott Parsons –, war die integrative Funktion von Frauen eine der grundlegenden Annahmen. Dann verliert sich dieses Thema allmählich und die soziologischen Theorien werden mehr oder weniger geschlechtsblind (nicht geschlechtsneutral). Ein weiteres spannendes Thema ist mit „Diversity“ und „Doing Difference“ angesprochen: Wie verbinden und verschränken sich verschiedene soziale Kategorisierungen, die einerseits personenbezogen sind und sich andererseits in sozialer Ungleichheit niederschlagen? Aber ich glaube im Grunde nicht, dass es die drängendste und größte Forschungslücke gibt. Es braucht zunächst immer Leute, die sich für etwas interessieren. Und es braucht immer Leute, die sich zusammenfinden, um etwas gemeinsam zu machen. Wenn diese dann ein Thema generieren, an dem sie arbeiten wollen, dann reicht das, um daraus ein produktives Forschungsprojekt zu entwickeln. Als wir

damals (1998/99) das DFG-Forschungsschwerpunktprogramm entwickelten, waren wir sechs Professorinnen. Wir alle hatten uns mit Organisationen, mit Professionalisierung und mit der Frage nach Geschlechtertrennungen befasst. Daraus ist dann dieses übergreifende Forschungsschwerpunktprogramm entstanden („Professionalisierung, Organisation und Geschlecht“), und es war äußerst produktiv. In dem Augenblick, in dem Sie anfangen, irgendwo nachzubooren, fördern Sie in der Regel – wenn Sie es vernünftig, anständig und geduldig tun – etwas Interessantes zu Tage. Und dann stellen Sie vielleicht fest, dass darüber in dieser Form vorher noch gar niemand nachgedacht hatte.

Vielleicht ermutigt das unsere Leser_innen ja, selbst zu forschen. Ich danke Ihnen herzlich für das Gespräch.

Genannte Literatur

- Ebeling**, Kirsten Smilla/**Schmitz**, Sigrid (Hrsg.) (2006): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS.
- Ehrenreich**, Barbara (2001): Nickel and Dimed. On (Not) Getting By In America. New York: Metropolitan (deutsch: Arbeit poor. Unterwegs in der Dienstleistungsgesellschaft. München: Antje Kunstmann).
- Fraser**, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus

und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. Jg. 54/ 8, S. 43-57.
Gildemeister, Regine/*Hericks*, Katja (2012): Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.

Höpflinger, François (2002): Männer im Alter. Eine Grundlagenstudie. Zürich: Pro Senectute.

Klein, Viola (1971) [1946]: The Feminine Character: History of an Ideology. London: Routledge & Kegan Paul, 2. Auflage.

Zur Interviewten

Regine Gildemeister, geb. 1949, ist Professorin für Soziologie der Geschlechterverhältnisse am Institut für Soziologie der Universität Tübingen.

Zum Interviewer

Maik Krüger, 31, Magister Artium, studierte Soziologie, Politikwissenschaften und Psychologie an den Universitäten Rostock und Tübingen. Seine wissenschaftlichen Interessengebiete liegen vor allem in der Geschlechtersoziologie. Er ist Redakteur im Soziologiemagazin sowie Vorstandsmitglied des soziologiemagazin e.V.

Geschlechtergerechtigkeit und Gleichstellungspolitik



Irene Pimminger

Was bedeutet

Geschlechtergerechtigkeit?

Normative Klärung und soziologische Konkretisierung

2012. 164 Seiten. Kart. ISBN 978-3-86649-482-4
19,90 € (D)

Was bedeutet Geschlechtergerechtigkeit als Maßstab, an dem sich feministische Kritik entzünden und Gleichstellungspolitik orientieren kann?



Verlag Barbara Budrich • Barbara Budrich Publishers

Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 •

info@budrich.de

www.budrich-verlag.de



Franziska Bergmann, Franziska Schößler, Bettina Schreck (Hg.)

Gender Studies

■ Zeitlos klassisch: Der Band stellt die kanonischen und vielversprechendsten jüngeren Texte aus den Gender Studies zusammen. Klassische Ansätze der US-amerikanischen Geschlechterforschung sind erstmalig in deutscher Übersetzung abgedruckt und für Bachelor- und Master-Studiengänge aufbereitet. Kommentare und Bibliographien machen den Band für die Lehre unentbehrlich.

Mai 2012, 320 Seiten, kart., 24,80 €, ISBN 978-3-8376-1432-9



Christian Schmelzer (Hg.)

Gender Turn

Gesellschaft jenseits der Geschlechternorm

■ Wollen wir nicht oder können wir schon? Eine Gesellschaft ohne Geschlechternormen ist nicht nur Theorie, sondern bereits ein Stück Lebenswirklichkeit. Die Autorinnen und Autoren des Bandes diskutieren den »Gender Turn« nicht nur theoretisch, sondern anhand konkreter gesellschaftlicher und lebensweltlicher Fragen.

Dezember 2012, 226 Seiten, kart., 22,80 €, ISBN 978-3-8376-2266-9



Gabriele Dietze

Weiße Frauen in Bewegung

Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken

■ Die Studie konfrontiert zwei zentrale Emanzipationsanstrengungen der Moderne miteinander: unmarkierte ›weiße‹ US-amerikanische Frauenbewegungen und den Kampf um Bürgerrechte von *people of color*. Es geht dabei um implizite Sozio- und Psycho-Logiken, die Feminität mit *whiteness* gleichsetzen und *race*-Emanzipation mit Maskulinität.

Januar 2013, 522 Seiten, kart., zahlr. Abb., 35,80 €, ISBN 978-3-8376-517-8



Annika McPherson, Barbara Paul, Sylvia Pritsch, Melanie Unseld, Silke Wenk (Hg.)

Wanderungen

Migrationen und Transformationen aus geschlechterwissenschaftlichen Perspektiven

■ Gender in Bewegung – welche geschlechtlichen Dimensionen haben Migration, Wanderung und Mobilität für Menschen und kulturelle Artefakte?

April 2013, ca. 220 Seiten, kart., ca. 28,80 €, ISBN 978-3-8376-2220-1

Geschlecht als Inszenierung beim Scherzen Jugendlicher in Kasachstan



© andresilva5 und nemo/pixabay.com, Anett Ring

von Bakyt Muratbayeva

„Wozu brauchen wir ein Geschlecht?“ Auf diese zunächst philosophisch klingende Frage soll in diesem Beitrag eine empirisch begründete, mikrosoziologische Antwort geliefert werden.

An einem empirischen Beispiel wird untersucht, wie eine jugendliche Gesprächsteilnehmerin in ihrer Peergroup durch Scherzen das männliche Geschlecht inszeniert. Hierbei soll gezeigt werden, wie eine Scherzmodalität die Zweigeschlechtlichkeit als moralische Norm verfestigt. Die Analyse basiert auf dem ethnomethodologischen Konzept des Doing Gender: Geschlecht wird hier nicht als etwas, was Menschen sind oder was sie haben, betrachtet, sondern als etwas, was Menschen in ihrem Alltagsleben routinisiert und methodisch tun bzw. erzeugen. Geschlecht wird also als ein Herstellungsprozess, als Doing Gender konzeptualisiert.

Zu einigen Inszenierungspraktik(en) des Körpers

Am Beispiel *Trachtegul*, das aus meiner empirischen Forschung über den Alltag einer entwicklungspolitischen Organisation in Kasachstan stammt, wird gezeigt, wie mit einer rauen Stimme Männlichkeit geschaffen und wie dadurch eine Ernstmodalität in eine Scherzmodalität umgewandelt wird. Im Beispiel werden Themen wie Liebe,

Sexualität und körperliche ‚Anormalität‘ in einer obszönen Manier zusammengebracht. Liebes- und sexuelle Beziehungen des männlichen und weiblichen Geschlechtes sind für die zweigeschlechtliche Ordnung konstitutiv, stellen also eine Basis für die Zweigeschlechtlichkeit dar. Sowohl Sexualität als auch physische ‚Anormalität‘ oder Behinderung gehören insbesondere im postsowjetischen Kontext zu den Tabuthemen. Dies wird im Beispiel *Trachtegul* noch einmal bestätigt.

Eine raue Stimme verkörpert und symbolisiert das Männliche, wobei der Wechsel der Stimme in diesem Beispiel den Moment der Inszenierung des Männlichen markiert. Bei der Erzeugung von Scherzmodalitäten und der Hervorbringung der Geschlechter sind Stimme und Prosodie äußerst wichtig (vgl. Kottthoff 2002: 11). Durch sie werden unter anderem bestimmte „Theaterrahmen“ geschaffen (vgl. Goffman 1980: 143).

„Verschiedene Scherzaktivitäten arbeiten mit der Erzeugung eines Theaterrahmens. Die Sprecher_innen inszenieren für sich Rollen, die nicht ihre alltäglichen sind; sie sprechen plötzlich mit fremden Stimmen, die sie gleichzeitig komisch verfremden.“
(Kottthoff 1998: 168)

Das Geschlecht besitzt hier eine Rollenfunktion, durch die sich die Sprechenden

den vom eigenen Selbst distanzieren. Damit geben die Sprecher_innen sich als animateur_innen und eben nicht als autor_innen einer Äußerung (vgl. Goffman 1981: 144). Die Erzeugung von animateur_innen und somit die Erschaffung von Theaterrahmen unterscheidet eine scherzhafte Interaktion von einer ernsthaften. Der offensive Charakter des Brechens moralischer Normen hat von daher weniger gefährliche Konsequenzen für die Sprecher_innen in einer scherzhaften Interaktion als in einer ernsthaften. Denn in Letzterer tritt der Sprechende häufiger als er selbst, also als Autorin/Autor der Äußerung auf.

Die Unterscheidung zwischen autor_innen und animateur_innen in einer interaktiven Situation hat für die Untersuchung der zweigeschlechtlichen Ordnung eine signifikante Bedeutung. Sie eröffnet eine aufschlussreiche Perspektive darauf, wie Geschlechter im Alltag als männlich und weiblich hervorgebracht werden. So deutet zum Beispiel die Inszenierung von Männlichkeit darauf hin, dass Weiblichkeit als etwas nicht inszeniertes, das heißt als etwas eher Authentisches, im Hintergrund einer scherzhaften Interaktion auftritt. Die Idee der Inszenierung der Geschlechter basiert auf der Annahme, dass die Geschlechter nicht einmal und endgültig erworben sind. Stattdessen

„[erzeugen] Menschen in konkreten Situationen im Umgang mit anderen Menschen ihr eigenes Geschlecht und das Geschlecht der anderen fortwährend“ (Ayaß 2008: 15). Dies bedeutet, dass es erlernte und situativ eingebettete Körperpraktiken sind, die nicht nur Menschen als Frauen bzw. Männer erschaffen, sondern auch die Differenzierung zwischen Frauen und Männern (West/Fenstermaker 1995: 9). Die „soziale Konstruktion des Körpers“ (Hirschauer 1989: 100) stellt somit eine Basis zur Erforschung der Geschlechterunterschiede und verschiedener Differenzierungsprozesse dar.

In diesem Zusammenhang spricht man von performativer Inszenierung, Dramatisierung oder Ritualisierung der Geschlechter in Alltagsinteraktionen (Garfinkel 1967; Goffman 1994; Kotthoff 2002; Kotthoff 1994a; Villa 2008a). Zu den Pionieren dieses Ansatzes gehört Garfinkel mit seiner Studie über die transsexuelle „Agnes“ (1967). Darin beschreibt er, wie mithilfe einer Operation der Geschlechtsorgane und durch das Erlernen bestimmter Körperhaltungen, einer bestimmten Stimme und anderer spezifischer Verhaltensweisen die mit männlichen Geschlechtsorganen geborene Agnes die Transformation zum weiblichen Geschlecht im Alltag bewältigt. Dieser Prozess wird von Garfinkel als „passing“ bezeichnet. Villa

(2008) zeigt am Beispiel der plastischen Chirurgie, wie Geschlechterdifferenz durch verschiedene technisch machbare Körpermanipulationen einerseits geschaffen wird und wie andererseits der Geschlechterkörper dadurch optimiert wird. Diese Optimierung folgt allerdings spezifischen Normen (vgl. Villa 2008a: 248), wie nachfolgend erläutert wird.

Im alltäglichen Leben hat man es unvermeidbar mit verschiedenen Normen bzw. Normalitäten zu tun (vgl. Grathoff 1989: 338). Diese sind für die alltägliche Lebenswelt grundlegend, weil sie die intersubjektivität des Alltags bzw. die gemeinsame Grundstruktur der Wirklichkeit garantieren (vgl. Schütz/Luckmann 2003: 30). In den alltäglichen Interaktionen und Inszenierungen der Geschlechter, wie zum Beispiel beim Scherzen, wird Zweigeschlechtlichkeit als eine selbstverständliche Tatsache demonstriert (vgl. Hirschauer 1989: 104). Garfinkel spricht in Bezug auf diese Selbstverständlichkeit von einer moralischen Norm (Garfinkel 1967: 118). Diese hat die Eigenschaft, im Moment ihres Bruchs sichtbar gemacht bzw. hervorgebracht zu werden.

Wie genau werden moralische Normen sichtbar? Emotionen oder zumindest Ausdrücke von solchen, wie zum Beispiel ein Lachen oder Wutausbruch, machen den Moment des Bruchs von

Normen sichtbar (vgl. Griffiths/Scarantino 2009: 5). Bei dem Zusammenhang zwischen emotionalen Ausdrücken und Normen macht es Sinn, die ‚Krisenexperimente‘, die von Garfinkels Studentinnen und Studenten durchgeführt wurden, zu erwähnen. In diesen hat Garfinkel gezeigt, was passiert, wenn man den fraglos gegebenen Boden des Alltags bewusst infrage stellt. In einem Beispiel gibt einer von Garfinkels Studenten auf die Frage seines Bekannten, wie es seiner Freundin gehe, eine unerwartete Rückfrage: Was meine der Bekannte denn genau, wenn er frage, wie es der Freundin gehe? Sei etwa die physische oder mentale Verfassung gemeint? (Garfinkel 1967: 42). Durch solche ‚Demonstrationen‘ zeigte Garfinkel, wie der routinierte Ablauf des fraglosen und als taken-for-granted behandelten Alltags gestört werden kann und wie die Normen und Regeln des Alltags gebrochen sowie gleichzeitig aufgezeigt werden. Solche Brüche wurden oft von emotionalen Reaktionen der ‚Versuchspersonen‘ begleitet.

Das emotionale Ausdrucksverhalten, das vor allem durch den Körper oder häufiger durch die Stimme geschaffen wird, ist bei der Hervorbringung der Geschlechter äußerst entscheidend. So spricht Helga Kotthoff (1994b) vom Dualismus der Emotionsausdrücke Expressivität/Rationalität als Kern der

Geschlechterstereotype, die vor allem beim Scherzen eine Relevanz darstellen. Laut Kotthoff gehören Emotionsausdrücke zentral „zur Formung von Männlichkeit und Weiblichkeit“ (Kotthoff 1994b: 271). Ihr geht es allerdings nicht um die Frage, wie tief oder wahr die Gefühle sind, sondern „nur um das Ausdrucksverhalten“, das vor allem Mimik, Prosodie und Intonation beinhaltet (vgl. Kotthoff 1994b: 271).

Anhand der Analyse des Beispiels *Trachtetgul* soll im Folgenden veranschaulicht werden, wie das Stereotypisierungsverfahren von Männlichkeit und Weiblichkeit beim Scherzen vor allem durch die Stimme und durch einen kulturspezifischen obszönen Wortschatz vollzogen wird. Ich möchte auch zeigen, wie Zweigeschlechtlichkeit als eine selbstverständliche Tatsache hervorgebracht wird und welche Relevanz der „normale“, „schöne“ und „unauffällige“ Körper (Villa 2008b: 17) in Bezug auf romantische und sexuelle Geschlechterbeziehungen hat.

Zur Methode

Das Beispiel wurde auf Video und Audio aufgenommen und nach den Vorgaben des „Basistranskripts“ des GAT2-Systems (Selting et al.: 2009) aufbereitet. Zur Datenerhebung und Analyse des Beispiels bediente ich mich der ereignis-

ethnografischen (Meyer/Schareika 2009; Meyer 2009) Gesprächsanalyse (Deppermann 2008). Bei der Gesprächsanalyse geht es um einen ‚Methodenmix‘, der vor allem Konversationsanalyse und Ansätze aus der Soziolinguistik vereint (Deppermann 2008: 10).

Der große Vorteil der Ereignisethnografie besteht darin, dass man mit einem registrierenden Verfahren (Bergmann 2007) ohne Forschereingriff analysiert, wie Menschen in sozialen Situationen Sinn schaffen (Meyer/Schareika 2009; Meyer 2009). Mit Hilfe von Audio- und Videoaufnahmen ‚natürlicher‘, nicht von Forscherinnen und Forscher geschaffener Interaktionssituationen, hat die Forscherin bzw. der Forscher die Möglichkeit, soziale Situationen in ihrer multimodalen Komplexität (vgl. Streeck/Goodwin/Le Baron 2011) zu erfassen und zu beschreiben. Die Akteure stehen einander gegenüber, sie nehmen sich gegenseitig wahr und bringen somit gemeinsam interaktiv die Situation, ihren Sinn, ihre Bedeutungen und ihre diversen und flüchtigen sozialen Identitäten hervor (Mondada 2007: 247). In Hinblick auf Geschlecht kann man also behaupten, dass Akteure ihre Geschlechterzugehörigkeiten hervorbringen, „indem sie in der konkreten Interaktion bestimmte Dinge tun und sagen“ (Meyer/Schareika 2009: 8). Weibliche und männliche Identität stellen

also ein Ergebnis sozialer Situationen dar und nicht etwa ihre Bedingung. Nicht nur werden soziale Zugehörigkeiten in situ erzeugt, erkennbar und erklärbar gemacht. Der Kontext, in dem sie agieren und den die Akteure für relevant halten, wird auch sichtbar und beobachtbar. So kann man in meinem empirischen Beispiel beobachten, wie ein anstößiger Kontext sequenziell zustande kommt und von den Sprechenden vollzogen wird. Dabei spielen Stimme, Satzmelodie und Betonung sowie der Wortschatz eine entscheidende Rolle. Die ereignisethnografische Vorgehensweise eröffnet dem Forscher und der Forscherin einen Zugang zur Alltagswelt der Akteurinnen und Akteure und kann Antworten auf die Frage geben, wie bestimmte Bedeutungen in diesem Alltag situativ interpretiert und hergestellt werden. So erhält beispielsweise das Herausstrecken der Zunge in einer konkreten Situation meines Fallbeispiels die Bedeutung des Erstaunens. Solch eine mikrosoziologisch orientierte Vorgehensweise ist im ethnografischen Kontext Kasachstans ein seltener Fall. Einen ersten Versuch, eine Ereignisethnografie in Kombination mit der ethnomethodologischen Konversationsanalyse in diesem Zusammenhang durchzuführen, findet man im aufschlussreichen Aufsatz von Quasi-nowski (2011). In seinem Artikel weist

der Autor auf das häufig vorkommende Problem der Reifizierung des Staates in den Sozialwissenschaften hin. Es wird erläutert, wie der Staat Kasachstan als eine situativ relevante soziale Kategorie in einer alltäglichen Unterhaltung zwischen den Bewohnern einer halblegalen Siedlung und einem Taxifahrer auf der Fahrt zu einer staatlichen Institution konstruiert wird. Im vorliegenden Artikel soll dagegen gezeigt werden, wie Geschlecht in einer realen sozialen Situation hervorgebracht wird. Die Problematik der Reifizierung der Geschlechter habe ich bei der Analyse des Beispiels zu berücksichtigen versucht. Damit ist hier das Problem gemeint, dass die gesellschaftliche Teilung in männlich und weiblich als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Argumentationen genommen und dabei nicht infrage gestellt wird (Ayaß 2008: 13).

In Bezug auf die Verallgemeinerungsfähigkeit der Methode möchte ich hier drei wichtige Fragen des Generalisierungsproblems in der qualitativen Forschung erwähnen (Wolff 2000: 2). Erstens ist zu fragen, was überhaupt verallgemeinert werden kann; zweitens, auf was hin verallgemeinert werden soll; drittens, wie die Grundgesamtheit jener Ereignisse, Personen oder Situationen sich bestimmen lässt, im Hinblick auf welche Generalisierungen gemacht werden sollen (Wolff 2000: 2).

Einen Ausweg deutet Wolff mit Bezugnahme auf das von Harvey Sacks vorgeschlagene Prinzip „order at all points“ an. Ordnung sei für Sacks nicht hinter den gesellschaftlichen Oberflächen, etwa als abstrakter Bedingungsfaktor, versteckt. Ordnung bedeute dagegen „gelebte Ordnung“ – inmitten des interaktiven Geschehens selbst (vgl. Wolff 2000: 4). Die Aufgabe der Soziologie bestehe dann in der Beschreibung bestimmter Regeln, die Sacks als „machinery“ bezeichnet hatte. Diese können, wie zum Beispiel das Prinzip des Sprecherwechsels („turn-taking“) in einem Gespräch, nicht empirisch generalisiert werden (vgl. Wolff 2000: 4). Sie können nicht auf eine Gruppe oder eine Population oder ein anderes soziales Gebilde verallgemeinert werden, weil diese Gruppe, Population oder irgendein anderes soziales Gebilde einfach nicht hinter der „gelebten Ordnung“ existiert. Stattdessen kommen diese erst als eine Einheit in konkreten sozialen Situationen zustande. Andererseits wird bei der Hervorbringung eines sozialen Gebildes auch gleichzeitig soziale Ordnung hervorgebracht. Das heißt allerdings nicht, dass soziale Strukturen bzw. Gebilde als solche methodologisch nicht beschreibbar wären. Meyer/Schareika (2009) schreiben, dass „wenn das beobachtbare soziale Leben nicht mehr als Ausdruck einer ihm zugrunde liegenden Struktur verstanden wird, es

als durch ihm vorangegangene Ereignisse bedingt und ihm folgende Ereignisse bedingend gefasst werden [muss]“ (Meyer/Schareika 2009: 92). Das soziale Ereignis sollte dann als kleinste Einheit von Vergesellschaftungsprozessen die Basis der Forschung bilden, nicht das Individuum oder die soziale Struktur (Meyer 2009: 421).

Trachtegul oder: „Eine Blume zum Vögeln“

Im Folgenden wird ein Gesprächsausschnitt dargestellt, der in den Büroräumen einer entwicklungspolitischen Organisation, die in Kasachstan tätig ist, stattgefunden hat. Es geht um ein Training für werdende Journalistinnen und Journalisten. Das Sprechen der jungen Menschen zeichnet sich hier dadurch aus, dass viele Begriffe des Jugendjargons verwendet werden, die oft dem Thema Intimität und Körper nahe stehen. Bei der Bearbeitung einer Aufgabe während der Abwesenheit der Dozentin des Kurses fangen die Jugendlichen an, sich zu unterhalten. Die Gruppe der jungen Erwachsenen besteht aus kasachischsprachigen und russischsprachigen Muttersprachlern im durchschnittlichen Alter von etwa zwanzig Jahren. Die gemeinsame Sprache ist Russisch. Fast die Hälfte der Anwesenden in dieser Szene spricht

jedoch Kasachisch als Muttersprache. Kasachisch gehört zur Gruppe der Turksprachen und ist verwandt mit Sprachen wie Türkisch, Usbekisch, Tatarisch etc. Sie besteht zu einem großen Teil aus Wörtern arabischer und persischer Herkunft. Für das in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion gesprochene Kasachisch kommt ein bedeutender Anteil von Lehnwörtern aus dem Russischen hinzu (vgl. Kirchner 1998).

Die Aufgabe, die die Seminarteilnehmer_innen bearbeiten mussten, basiert auf einem Stück russischer Literatur des frühen 20. Jahrhunderts, nämlich auf der von Nobelpreisträger Ivan Bunin geschriebenen Kurzgeschichte „Liebesgeschichte eines Buckligen“ (eine deutsche Übersetzung ist im „Die Zeit“-Online-Archiv zu finden, [Bunin 1950]). In der Geschichte geht es darum, dass ein Buckliger eines Tages einen anonymen Brief von einer in ihn verliebten Frau erhält. Im Brief schreibt die junge Dame, dass sie jung, reich und frei sei und den Buckligen kenne und schon lange in ihn verliebt sei. Die Verliebte lädt ihn zu einem Rendezvous ein. Der erste Liebesbrief und das erste Rendezvous in seinem ganzen Leben sind zweifellos etwas Besonderes für ihn. Er bereitet sich vor, geht zum Friseur, kauft sich ein graues, mit einem roten Glitzerstein besetztes Halstuch und neue Handschuhe. Der Bucklige kommt

zu dem Rendezvous und sieht in einem grauen Kostüm, mit einem hübschen Hut auf dem Kopf, einem Regenschirm in der linken, Veilchen in der rechten Hand – eine Bucklige. Die Geschichte endet mit den Worten: „Mitleidlos ist jemand dem Menschen“ (Bunin 1950). Die Moral der Geschichte und die Botschaft des Autors in Bezug auf die Moralfragen sind in diesem letzten Satz versteckt. Der Satz stellt eine Herausforderung an die Leserinnen und Leser dar: die Moral der Geschichte zu erkennen einerseits und diese Moral auch verstehen zu können andererseits. Die Aufgabe für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kurses bestand nun darin, eine Antwort aus Sicht des Buckligen an die in ihn verliebte Bucklige zu schreiben. Der Autor der Geschichte, Bunin, nennt in seiner Prosa weder Namen des Buckligen noch der Buckligen. Also stehen die Teilnehmer_innen vor dem Problem, an wen sie den Brief adressieren sollen. Sollten sie vielleicht einen Namen für die Bucklige ausdenken und sie im Brief mit diesem ansprechen? Zum Beispiel „Liebe ...“ oder einfach „Du, Bucklige ...“. Im unten aufgeführten Gesprächsausschnitt überlegen sich die Teilnehmer gerade, wie die Bucklige heißen soll. Es werden verschiedene Namen vorgeschlagen, wie zum Beispiel Matilda oder Schiwago, wie der Nachname der Hauptfigur eines anderen russischen Werkes von Nobelpreisträger Boris Pasternak.

Letztlich wird der Name *Trachtegul* vorgeschlagen. *Trachtegul* ist (improvisierter) Jargon, kein eigentlicher Personenname. Er besteht aus dem russischen Teil *trach* (трах) und dem kasachischem *gul* (rus. гуль, kas. гүл). *Trach* kommt von dem Wort *trachat'* (трахать – dt. vögeln/ficken). Der kasachische Teil *gul* bedeutet Blume und bildet oft ein Suffix vieler kasachischer weiblicher Namen, zum Beispiel Aigul, Nazgul, Almagul usw. Aigul bedeutet beispielsweise „Blume des Monats“ bzw. „Mondblume“, Almagul etwa „Apfelblüte“. In der Ritualisierung von Weiblichkeit (vgl. Kotthoff 1994a: 173) sind Blumen oft ein feminines Symbol und weisen somit auf eine zarte, feine und delikate Natur hin (Kotthoff 2002: 6). Diese Weiblichkeit ist kulturell erzeugt, wird jedoch in der Gesellschaft eher als naturgegeben angesehen (vgl. Kotthoff 2002: 6).

Der erste Teil des Neologismus *Trachtegul* bezeichnet also, um welche Art von Blume es sich handelt. *Trachtegul* könnte nach dieser Regel eine „Blume zum Vögeln“ oder eine „vögelnde Blume“ bedeuten. Auch wenn der Name Bestandteile beider Sprachen enthält, liegt es doch nahe, ihn als Anspielung an kasachische Namen zu verstehen: Es gibt keinen russischen Namen, der mit *trach* beginnt, jedoch viele kasachische weibliche Namen, die mit *gul* enden oder beginnen. Mit dem aus zwei Spra-

chen bestehenden Jargonnamen *Trachtegul* wird die Unterhaltung unter den Jugendlichen als Unterhaltung mit interkulturellem Charakter hervorgebracht. Bei der Bearbeitung der Aufgabe erhält die in der Prosa beschriebene Romanistik durch die Einführung des Namens *Trachtegul* eine anstößige Note. Die Anstößigkeit bringt den Seminarteilnehmer_innen gemeinsames Amüsieren, andererseits wird die Anstößigkeit durch das gemeinsame Lachen auch sichtbar gemacht. Im Weiteren werden das Transkript der beschriebenen Interaktionssituation und dessen Analyse vorgestellt. Der Gesprächsausschnitt fand auf Russisch statt und wurde ins Deutsche übersetzt. Alle Namen der Gesprächsteilnehmer wurden anonymisiert.

01	Anja	<< flüsternd > как ее зовут >; << flüstert > wie heißt sie >;
02		давайте придумаем как ее зовут; <i>lasst uns einen Namen für sie ausdenken;</i>
03		(0.59)
04	Lena	
05	Sweta	[Матильда]; <i>[Matilda];</i>
06	Marat	Живаго мхи; <i>Schiwago mhi;</i>

07	gemeinsames Lachen	[мха ха ха] [mha ha ha]
08		[мха ха ха] [mha ha ha]
09	Leila	[Кармен] [Karmen]
10	gemeinsames Lachen	хи хи хи хи хи хи хи hi hi hi hi hi hi
11	Almagul	[Жан Доминик]; [Jean Dominique];
12	Saltanat	[(Карнет)]; [(Karnet)];
13	Sweta	°хх° °hh°
14	Anja	<< tiefe, raue Stimme > Трахтегуль >; << tiefe, raue Stimme > Trachtegul >;
15	gemeinsames Lachen	((Gemeinsames Lachen mehrerer Teilnehmer, ca. 1.9s))
16	Marat	[лучше Пістегуль давайте если на казахском хе,] [wenn auf Kasachisch dann lasst sie uns lieber Pistegul nennen he,]
17	gemeinsames Lachen	(((Gemeinsames Lachen mehrerer Teilnehmer)))

Das Transkript beginnt mit Anjas Frage an die neben ihr sitzende Sweta (Z. 1). Die Seminarteilnehmerin Anja schlägt vor, einen Namen für die Bucklige auszuendenken (Z. 2). Auf ihre Worte in Z. 1 und Z. 2 fällt eine Geste ihrer linken Hand. Diese signalisiert einen Prozess des Ausdenkens eines Namens, aber vielleicht auch das Angebot an die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer, sich an diesem Prozess zu beteiligen (ähnlich der „bietenden Hand“ bei Streeck [2007]). Die Bewegung hört gleichzeitig mit der ersten Antwort (nächster Redezug) auf. Dann werden verschiedene Namen angeboten. Nach dem Vorschlag von Marat, die Bucklige „Schiwago“ zu nennen (Z. 6), fangen die Gesprächsteilnehmer nach einem bekannten Schema an zu lachen (vgl. Jefferson 1979): Nach seiner Äußerung fängt Marat selbst an zu lachen, danach setzen die anderen ein (Z. 7, 8). Von Z. 9 bis 12 folgen weitere Namensvorschläge, in Z. 14 sagt Anja mit einer ernsten, tiefen und etwas rauhen Stimme *Trachtegul* und setzt dadurch einen deutlichen Kontrast, der der romantischen „Liebesgeschichte eines Buckligen“ eine obszöne Note beigibt. Die Obszönität wird schon beim Aussprechen des Wortes *Trachtegul* durch die raue und tiefe Stimme markiert. Insbesondere durch die raue Stimme wird von der Sprecherin Männlichkeit inszeniert. Weiblichkeit wird in



„Bedecken des Mundes“

diesem Jargonnamen vor allem durch die Endung *gul* (dt. Blume) geschaffen. Nach dem Namensvorschlag *Trachtegul* folgt gemeinsames Lachen. Danach (Z. 15) folgt eine Reformulierung Marats in Z. 16: Er sagt, dass wenn der Name der Buckligen schon auf Kasachisch gewählt werde, dann solle er doch lieber *Pistegul* lauten. Anjas Anspielung auf Maskulinität und auf die ethnische Dimension bei ihrer Namensvergabe an die Bucklige wurde also verstanden. Marat – und eben nicht die übrigen Teilnehmerinnen – reagiert darauf mit seinem Angebot, die Bucklige *Pistegul* zu nennen, und zwar auf Kasachisch.

Der Bestandteil *Piste* im Jargonnamen *Pistegul* ist ebenfalls einem umgangssprachlichen Wortschatz entliehen und

stammt vom russischen *Pisda* (vulgäre Bezeichnung für Vagina). Es gibt im Kasachischen natürlich ein ‚eigenes‘ Nichtlehnwort für Vagina, das aber in diesem Fall nicht benutzt wird. Einen Grund dafür sehe ich darin, dass Fremdwörter anscheinend besser für vulgäre Lexik geeignet sind, weil sie etwas distanzierter zu den Gesprächsteilnehmer_innen stehen als Wörter aus der Muttersprache. Nach Marats Äußerung des kasachischen Vulgarismus *Pistegul* lachen die Anwesenden alle zusammen. Der Bruch mit der Romantik der Geschichte, aber auch die Verletzung von Norm und Moral durch die Obszönität der Wörter, sowohl bei diesem gemeinsamen Lachen als auch beim gemeinsamen Lachen über den Namen *Trachte-*

gul, wird in dieser Interaktion sichtbar gemacht. Beim Lachen signalisieren die Jugendlichen neben dem Amüsieren eine gewisse Scham. So bedecken nach dem Namensvorschlag *Trachtegul* einige Teilnehmerinnen leicht ihren Mund mit der Hand, während sie lachen – so als ob sie darüber nicht offen lachen könnten (siehe Abb. „Bedecken des Mundes“). Der Seminarteilnehmer Marat streckt beim Lachen nach dem Wort *Trachtegul* seine Zunge aus dem Mund und demonstriert so Erstaunen.

Geschlecht als Unterhaltung?

Anhand der Analyse eines Fallbeispiels wurde gezeigt, wie leicht es gelingen kann, durch einen Jargonnamen einer romantischen Geschichte eine obszöne Färbung beizugeben und damit auch eine bestimmte Lesart der Geschichte vorzuschlagen. Es illustriert auch, wie Normen verletzt werden und wie diese Verletzung signalisiert wird. Die Verletzung von Normen und Moral wird durch veränderte Stimmen, Blicke und Mimik sichtbar. Durch leichte Bedeckung des Mundes beim Lachen wird Scham gezeigt, das Zeigen der Zunge demonstriert Erstaunen.

Andererseits wird durch die Verletzung der Moral eben diese Moral und Normalität auch hergestellt. Garfinkel spricht von Normen und Moral in

der Vollzugswirklichkeit. Diesbezüglich kritisiert er sozialwissenschaftliche Theorien, die soziale Handlungen in Bezug auf abstrakte Wertesysteme beschreiben. Bei diesem bleibe die Frage, was verletzt werde. Anstelle der Verletzung von Normen spricht Garfinkel vom gemeinsamen interaktiven Entdecken und Herstellen von Normen der Moral (Garfinkel 1967: 67).

Die Frage der Moral ist in Bunins Prosa natürlich implizit enthalten. Das unklare Ende der Geschichte hat die Seminarteilnehmerinnen und Seminarteilnehmer sehr berührt und aufgeregt. Es wurde lange darüber diskutiert, wem die letzten Worte der Geschichte gehören bzw. gelten. Sagt sie der Erzähler oder der (enttäuschte) Bucklige? Bei der Bearbeitung der Aufgabe kam es dann aber zur offensiven und direkten Verletzung von Moral. Die Idee Bunins, körperliche Eigenheiten mit Romantik und Liebe zusammenzubringen, birgt vielleicht seine moralische Position.

Meiner eigenen Interpretation aus dem heutigen Blickwinkel zufolge gehört der letzte Satz des Romans dem Buckligen. So nimmt der Autor Bezug auf das Thema der Gleichbehandlung von Menschen mit physischer ‚Normalität‘, indem er auf der einen Seite den Buckligen für seine Unfähigkeit, Liebe – und nicht die Kyphose – zu sehen, verurteilt. Es sollte demnach bei

‚echten‘ Gefühlen nicht die körperliche Schönheit (Normalität) im Vordergrund stehen.

Auf der anderen Seite stellt Bunin in seiner Geschichte den Buckligen auf die gleiche Stufe wie andere gesunde Menschen ohne Buckel, die vielleicht genauso wie der Bucklige bei dem Rendezvous in der in sie verliebten Frau zuallererst und ausschließlich ihren Buckel sehen würden. So zeigt der Autor, dass man Menschen mit einem nicht an Standards angepassten Körper in Bezug auf ihr Liebesleben nicht automatisch anders behandeln sollte als gesunde Menschen. Dass Menschen mit einem Rundrücken auch romantische Beziehungen haben können bzw. als solche von den anderen Menschen gesehen werden sollten, zeigt der Autor schon dadurch, dass der Bucklige die Hauptfigur einer romantischen Geschichte ist. Jedoch wird in dieser Geschichte die lebensweltliche Relevanz des ‚normalen‘ bzw. ‚gesunden‘ Körpers als eine Voraussetzung für Paar- und Liebesbeziehungen bestätigt. Im Fall *Trachtegul* wurden diese Aspekte aber auf eine sehr bestimmte Weise bearbeitet. Mithilfe der Jugendsprache wird Bunins Romantik in Obszönität verwandelt. Dadurch und durch das gemeinsame Lachen wird auch die stillschweigende Annahme der Asexualität von Menschen mit körperlicher

Andersartigkeit gebrochen. Im gleichen Moment wird aber die Norm, dass solche Menschen asexuell seien, noch einmal gefestigt und sichtbar gemacht. Mit dem Jargonnamen *Trachtegul* und durch die raue Stimme schaffte es die Sprecherin, das männliche Geschlecht als einen Träger von Anstößigkeit und gleichzeitig das weibliche Geschlecht dagegen als ein Objekt dieser Anstößigkeit darzustellen. Dadurch hat sie die zweigeschlechtliche Ordnung in Bezug auf die sexuellen Beziehungen der Geschlechter auf eine bestimmte Weise situativ hervorgebracht, aber auch stereotypisiert – so steht das Männliche für ein Subjekt der Obszönität und das Weibliche für ein Objekt dieser.

Nun möchte ich zu guter Letzt zur Frage zurückkommen, wozu wir ein Geschlecht brauchen. Meine Antwort auf diese Frage entspringt allerdings der Logik des von mir analysierten Fallbeispiels und ist entsprechend begrenzt in ihrer Reichweite: Bei der Inszenierung der Geschlechter beim Scherzen wurde ja das Geschlecht als Ressource benutzt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Beispiel ‚brauchen‘ eigentlich kein Geschlecht. Es kann aber dazu benutzt werden, den Alltag unterhaltender zu machen.

Literaturverzeichnis

- Ayaß**, Ruth (2008): Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer Urban.
- Bergmann**, Jörg (2007): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit – Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Hausendorf, Heiko (Hrsg.): Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion. Tübingen: Narr, S. 33-68.
- Bunin**, Iwan (1950): Liebesgeschichte eines Buckligen. In: „Die Zeit“, 2.2.1950, Nr. 05. Online verfügbar unter: Zeit-Online, <http://www.zeit.de/1950/05/liebesgeschichte-eines-buckligen> (23.02.2013).
- Deppermann**, Arnulf (2008): Gespräche analysieren. Eine Einführung. Wiesbaden: VS, 4. Auflage.
- Garfinkel**, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.
- Goffman**, Erving (1980): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman**, Erving (1981): Forms of talk. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Goffman**, Erving (1994): Das Arrangement der Geschlechter. In: ders.: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 105-158.
- Grathoff**, Richard (1989): Milieu und Lebenswelt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Griffiths**, Paul/**Scarantino**, Adriana (2009): Emotions in the Wild. The situated perspective on emotion. In: Robbins, Philip/Aydede, Murat (Hrsg.): Cambridge Handbook of Situated Cognition. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1-28 [437-455]. Online verfügbar unter: <http://paul.representinggenes.org/webpdfs/Griff.Scara.IP.EmotionsWild.pdf> (23.02.2013).
- Hirschauer**, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 18/2, S. 100-118.
- Hirschauer**, Stefan (2008): Körper macht Wissen – Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In: Rehberg, Karl Siegbert (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel. Bd. II. Frankfurt am Main: Campus, S. 974-984.
- Jefferson**, Gail (1979): A Technique for Inviting Laughter and its Subsequent Acceptance/Declination. In: Psathas, George (Hrsg.): Everyday Language. Studies in Ethnomethodology. New York: Irvington, S. 79-96.
- Kirchner**, Mark (1998): Kazakh and Karakalpak. In: Johanson, Lars/Csató, Éva A. (Hrsg.): The Turkic Languages. London: Routledge, S. 318-332.
- Kotthoff**, Helga (1994a): Geschlecht als Interaktionsritual? Nachwort. In: Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main/New York: Suhrkamp, S. 159-192.
- Kotthoff**, Helga (1994b): Geschlechtertypisierung in der kindlichen Kommunikationsentwicklung. Ein Bericht über ausgewählte Forschungen. In: Keiner, Dieter/Bracht, Ulla (Hrsg.): Jahrbuch für Pädagogik. Geschlechterverhältnisse und die Pädagogik, Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 265-287.
- Kotthoff**, Helga (1998): Spaß Verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor. Tübingen: Max Niemeyer.
- Kotthoff**, Helga (2002): Was heißt eigentlich ‚doing gender‘? In: Leeuwen-Turnovcová, Jiřina van et al. (Hrsg.): Wiener Slawistischer Almanach (Sonderband 55). Wien/München: Otto Sagner, S. 1-27.
- Meyer**, Christian (2009): Ereignisethnographie

und methodologischer Situationalismus. Auswege aus der Krise der ethnographischen Repräsentation? In: Berger, Peter et al. (Hrsg.): *Feldforschung. Ethnologische Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten*. Berlin: Weißensee, S. 401-436.

Meyer, Christian/*Schareika*, Nikolaus (2009): Neoklassische Feldforschung. Die mikroskopische Untersuchung sozialer Ereignisse als ethnographische Methode. In: *Zeitschrift für Ethnologie*. Jg. 134/1, S. 79-129.

Mondada, Lorenza (2007): Turn Taking in multimodalen und multiaktionalen Kontexten. In: Hausendorf, Heiko (Hrsg.): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen: Narr, S. 237-276.

Quasinowski, Benjamin (2011): "Gosudarstvo on the backseat of a taxi - some notes on the state in Central Asian everyday life". In: *Collected Articles of the IV. Central Asian Anthropological Conference*, Bishkek: AUCA, S. 59-68.

Schütz, Alfred/*Luckmann*, Thomas (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UTB.

Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT2). In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*. Jg. 10, S. 353-402. Online verfügbar unter: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf> (16.02.2013).

Streeck, Jürgen (2007): Geste und verstreichende Zeit: Innhalten und Bedeutungswandel der „bietenden Hand“. In: Hausendorf, Heiko (Hrsg.): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen: Narr, S. 157-177.

Streeck, Jürgen/*Goodwin*, Charles/*LeBaron*, Cur-

tis (Hrsg.) (2011): *Embodied Interaction. Language and body in the material world*. Cambridge: Cambridge University Press.

Villa, Paula-Irene (2008a): Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: dies. (Hrsg.): *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: Transkript, S. 245-273.

Villa, Paula-Irene (2008b): Einleitung – Wider die Rede vom Äußerlichen. In: dies. (Hrsg.): *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: Transkript, S. 7-21.

West, Candace/*Fenstermaker*, Sarah (1995): Doing difference. In: *Gender and Society*. Jg. 9/1, S. 8-37.

Wolff, Stefan (2000): Generalisierung als „practical accomplishment“. Vortrag, gehalten auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Köln, Arbeitsgruppe „Methoden der qualitativen Sozialforschung“, am 28. September 2000, S. 1-9.

Zur Autorin

Bakyt Muratbayeva, 28, studiert im Masterstudiengang Soziologie an der Universität Bielefeld. Zu ihren wissenschaftlichen Interessengebieten gehören: Methoden der qualitativen Sozialforschung, soziologische Theorien, Transnationalisierung und Körper-/Geschlechtersoziologie.

Forum

Frauen- und Geschlechterforschung

Bd. 30

*Sandra Smykalla,
Dagmar Vinz (Hrsg.)*

**Intersektionalität zwischen
Gender und Diversity**

Theorien, Methoden und
Politiken der Chancengleichheit
2. Auflage

2012 - 371 Seiten - € 29,90

Bd. 31

*Mechtild Bereswill,
Anke Neuber (Hrsg.)*

In der Krise?

Männlichkeiten
im 21. Jahrhundert

2011 - 194 Seiten - € 24,90

Bd. 32

*Elvira Scheib,
Karen Wagels (Hrsg.)*

Körper Raum Transformation

gender-Dimensionen
von Natur und Materie

2011 - 258 Seiten - € 27,90

Bd. 33

Beate Binder u.a. (Hrsg.)

Travelling Gender Studies

Grenzüberschreitende Wissens-
und Institutionentransfers

2011 - 244 Seiten - € 27,90

Bd. 34

*Birgit Bütow,
Chantal Munsch (Hrsg.)*

**Soziale Arbeit
und Geschlecht**

Herausforderungen jenseits
von Universalisierung und
Essentialisierung

2012 - 293 Seiten - € 29,90



Biologisches Geschlecht ist ein Produkt von Gesellschaft!



© tillwe/flickr.com

Eigentlich könnte der Artikel nach dieser Feststellung in der Überschrift bereits wieder enden. Ganz selbstverständlich ist emanzipatorischen Menschen spätestens nach den Arbeiten von Karl Marx klar, dass ein Mensch erst in Gesellschaft wird. Menschen werden in Gesellschaft geboren, sie wachsen eingebunden in gesellschaftliche Verhältnisse auf, sie lernen in gesellschaftlichen Traditionen und tragen zu ihrem Bestand bei. Durch dieses Lernen in Gesellschaft werden Wahrnehmungsweisen geprägt und wird Denken und Handeln beschränkt. Am offensichtlichsten wird dies am Beispiel der Sprache: Wir lernen in und mit Sprache – und sie beschränkt damit gleichzeitig unser Denken und unsere Wahrnehmung. Das heißt, dass wir selbstverständlich nur Dinge beschreiben können, für die es Wörter gibt. Anderes bleibt außerhalb des Beschreibbaren – und bleibt vielfach außerhalb des Blickes. Bei Marx klingt das so:

„Also ist der gesellschaftliche Charakter der allgemeine Charakter der ganzen Bewegung; wie die Gesellschaft selbst den Menschen als Menschen produziert, so ist sie durch ihn produziert. Die Tätigkeit und der Geist, wie ihrem Inhalt, sind auch der Existenzweise nach gesellschaftlich, gesellschaftliche Tätigkeit und gesellschaftlicher Geist.“ (Marx 1844: 144)

Die Notwendigkeit praktischen Handelns, die Revolution betonend, führt Marx aus:

„Sie [die Revolution, Anmerkung Voß] zeigt, daß die Geschichte nicht damit endigt, sich ins ‚Selbstbewußtsein‘ als ‚Geist vom Geist‘ aufzulösen, sondern daß in ihr auf jeder Stufe ein materielles Resultat, eine Summe von Produktionskräften, ein historisch geschaffenes Verhältnis zur Natur und der Individuen zueinander sich vorfindet, die jeder Generation von ihrer Vorgängerin überliefert wird, eine Masse von Produktivkräften, Kapitalien und Umständen, die zwar einerseits von der neuen Generation modifiziert wird. Ihr aber auch andererseits ihre eignen Lebensbedingungen vorschreibt und ihr eine bestimmte Entwicklung, einen speziellen Charakter gibt – daß also die Umstände ebenso sehr die Menschen, wie die Menschen die Umstände machen.“ (ebd.: 266)

Marx beschreibt hinlänglich, wie Produkte, Institutionen, Kategorien grundlegend Mächtigen dienen – das wäre ein anderer Fokus, der hier nicht verfolgt werden soll. Für die folgende Argumentation zu „Geschlecht“ ist wichtig: Produkte, Institutionen, Kategorien führen bereits von eigentlichen Bedürfnissen von Menschen weg – und führen letztlich dazu, dass wir als Menschen gar nicht (mehr) in der Lage sind, unsere Bedürfnisse außerhalb von Produkten, Institutio-

nen und Kategorien zu formulieren. Bezogen auf Geschlecht heißt dies, dass wir gar nicht in der Lage sind, unsere Begehrensweisen, unsere vielfältigen Bedürfnisse auf Menschen zu richten, ohne diese Menschen zuvor in ein Korsett „weiblich“ oder „männlich“ zu zwängen. Wir haben früh gelernt, Menschen anhand bestimmter Merkmale als „weiblich“ oder „männlich“ zu erkennen. „Irrten“ wir uns, wurden wir von den uns betreuenden Personen oder der „falsch“ bezeichneten Person rasch darauf hingewiesen, dass es sich doch eigentlich um einen „Mann“ und nicht um eine „Frau“ – oder umgekehrt – handelte. Damit haben sich auch Wahrnehmungsweisen eingeschrieben: Wir nehmen „Geschlecht“ – „weiblich“, „männlich“ – als ein erstes, vordergründiges und ein allgemeingültiges Merkmal von Menschen wahr – und schreiben es ihnen schon beim Erstkontakt zu.

„Geschlecht“ ist in der Gesellschaft so prominent einfach da, dass wir gar nicht mehr glauben, ohne es auskommen zu können. Wir wählen unsere Sexualpartner_innen als „weiblich“ oder „männlich“ (möglicherweise auch als „weiblich“ und „männlich“), verorten uns als „homosexuell“, „heterosexuell“, „bisexuell“, bringen Wahrscheinlichkeiten der Fortpflanzung auf uns und andere zur Anwendung – und

versuchen diese Wahrnehmungsweisen gegen Angriffe zu schützen. So hat sich um die Kategorien/Institutionen „weiblich“, „männlich“, „homosexuell“, „heterosexuell“, „bisexuell“ ein ganzer Rattenschwanz aus Beschreibungen und Diskriminierungen entwickelt. War Magnus Hirschfeld noch der Meinung, einen Homosexuellen gleich erkennen zu können, wenn er in den Fluren des Sexualwissenschaftlichen Institutes daherschritt, haben sich mittlerweile soziale Räume, Produktpaletten industrieller Güter, Gesetze explizit an diesen Kategorien/Institutionen ausgerichtet. Aus differenzierten Behandlungen dieser Kategorien/Institutionen ist Profit zu ziehen – und wir haben gelernt, sie auch für uns selbst als gewinnbringend zu betrachten. So arrangieren sich selbst viele „Frauen“ mit diesem geschlechtlichen System, obgleich ihnen dieses System aufgrund der bloßen geschlechtlichen Einordnung Zugänge zu prestigeträchtigen Bereichen der Gesellschaft versperrt (noch immer sind nur weniger als zehn Prozent der prestigeträchtigen und gut dotierten Positionen in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik mit „Frauen“ besetzt, mehr als 90 Prozent von „Männern“). Auch die Handlungsmöglichkeiten von „Männern“ sind durch gesellschaftliche Erwartungen aufgrund des Geschlechts beschränkt, ohne dass dar-

aus nennenswerte Abwehrbewegungen gegen die geschlechtliche Einordnung resultieren.

Wird unser zweigeschlechtliches Denken und Einteilen angegriffen, wie in diesem Artikel, sind wir schnell bemüht, die Unausweichlichkeit einer solchen zweigeschlechtlichen Einteilung nachzuweisen. Wir greifen nach „Schwanz“ und „Möse“ – und fühlen uns nun wieder ganz sicher. Aber treten wir doch einmal einen Schritt hinter dieses für uns selbstverständlich gewordene Denken zurück. Was wäre, wenn es keine sprachliche Bezeichnung „Schwanz“ und „Möse“ – und ähnliche Begriffe – gäbe? Was wäre, wenn wir nicht von Geburt an lernen würden, Menschen zweigeschlechtlich zu unterscheiden? Was wäre, wenn wir jeden einzelnen Menschen für die vielen, von uns selbst zu interpretierenden Merkmale wahrnehmen würden – unser Wahrnehmen und auch Begehren nicht mehr zunächst an „Schwanz“ oder „Möse“, sondern an vielfältigen Körperpartien und weiteren Merkmalen eines Menschen orientieren würden?

Dass es anders geht, macht ein Blick auf historische Wandlungen solcher Merkmale deutlich, die als geschlechtlich bedeutsam betrachtet wurden. An dieser Stelle sei der Blick explizit auf biologische Forschung gerichtet, weil

sie häufig als die vermeintlich sichere Instanz herangezogen wird, die belege, dass „Geschlecht“ – „weiblich“, „männlich“ – vorgegeben und unabänderlich sei. Auch „biologisches Geschlecht“ ist selbstverständlich in Gesellschaft eingebunden und unterliegt Beschränkungen des Denk- und Sagbaren durch Sprache und andere Traditionen. Die aktuellen Geschlechter-Beschreibungen biologischer Forschung, in denen insbesondere Chromosomen, Gene, Hormone, Keimdrüsen, innere und äußere Genitalien relevant sind, stellen lediglich eine Momentaufnahme dar. Noch im 19. Jahrhundert wäre kein Mensch auf die Idee gekommen, eine Gewebeprobe an ein Institut zu schicken, um DNA bzw. Gene sequenzieren zu lassen. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hätte kein Mensch von „Eizellen“ und „Samenzellen“ gesprochen und geglaubt, dass diese zur Fortpflanzung zueinanderfinden müssten. Und auch aktuell – im 21. Jahrhundert – vollziehen sich bedeutende Veränderungen: Es wird nun beschrieben, dass „Genitalien“ nicht wie bislang angenommen durch wenige Chromosomen, Gene, Hormone bestimmt werden, sondern dass ein komplexes und insbesondere prozesshaftes Zusammenwirken zahlreicher Faktoren aus Zelle, Organismus und Umwelt für ihre stets individuelle Ausbildung not-

wendig ist. Die Faktoren wirken bei jedem Menschen individuell, verschieden zusammen.

Es wandeln sich also die Merkmale, die in biologischen Betrachtungen als vorgegeben und unabänderlich für „Geschlecht“ stehen. „Geschlecht“, auch „biologisches Geschlecht“ wird damit einmal mehr als gesellschaftliches Produkt augenscheinlich. „Geschlecht“, auch „biologisches Geschlecht“ ist wandelbar und es rückt so auch die Möglichkeit einer Gesellschaft ohne „Geschlecht“ in den Bereich des Denkbaren. Zumindest gibt es keinen, aber auch gar keinen Grund an „Geschlecht“, dieser gesellschaftlichen Kategorie/Institution, mit der historisch so viel Diskriminierung, Benachteiligung, Bevorteilung, Leid verknüpft war, weiterhin festzuhalten! Und ein Abgehen von „Geschlecht“ ermöglicht uns, Wahrnehmungen und Begehren vielfältiger auszurichten...

Literaturverzeichnis

Marx, Karl (1844): Zur Kritik der Nationalökonomie. Drittes Manuskript, in: Goldenberg, Boris (Hrsg.) (1962): Karl Marx – Ausgewählte Schriften. München: Kindler.

Vofß, Heinz-Jürgen (2010): Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Bielefeld: Transcript.

Vofß, Heinz-Jürgen (2011): Geschlecht. Wider die Natürlichkeit. Stuttgart: Schmetterling.

Zum Autor

Heinz-Jürgen Vofß (Dr. phil., Dipl.-Biol.), 33, lehrt zu Geschlecht und Biologie an verschiedenen Universitäten. Forschungsschwerpunkte: biologische Geschlechtertheorien, Queer Theory und Queer Politics.



Schluss mit der Zettelwirtschaft



Willkommen im Land der kreativen Ordnung

MAX App: Die erste QDA App weltweit



Free download!

MAXQDA ab sofort mit mobiler Begleitung auf Ihrem iPhone und iPad! Perfekt für unterwegs, können Sie mit der MAXQDA Mobile App Fotos, Videos, Textdokumente und Audio Dateien erstellen, direkt mit emoticode codieren und Kommentare einfügen. Mit MAXApp erstellte Projekte lassen sich schnell und einfach via Dropbox zu Ihrer Desktop Version von MAXQDA 11 importieren.

Deutschlands Textanalyse-Tool Nr. 1

- einfach ■ effektiv ■ professionell

Werten Sie Ihre Texte aus, z.B. :

- Interviews
- Blogs
- Literatur
- Skripte
- Webseiten
- Und vieles mehr...

★ Supergünstige Preise für Studierende

★ Kostenlose und voll funktionsfähige 30-Tage-Demo-Version



read us:

<http://www.soziologiemagazin.de>



like us:

<http://www.facebook.com/soziologiemagazin>



watch us:

<http://www.youtube.com/Soziologiemagazin>



follow us:

<https://twitter.com/soziomagazin>



write us:

redaktion@soziologiemagazin.de



buy as print:

<http://www.budrich-verlag.de>

Danksagung

Für die Realisierung dieser Ausgabe danken wir dem Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg für seine Unterstützung. Unser Dank gilt zudem unserem wissenschaftlichen Beirat, der uns bei der Sicherung der wissenschaftlichen Qualität mit kritischen Anmerkungen und Hinweisen stetig unterstützt. Für ihr Engagement danken wir zudem den folgenden Personen: Beatrice Großmann, Christian Rennert, Emine Aslan, Florian

Döring, Julian Nebel, Karsten Becker, Katharina Täufert, Katrin Gloggengiesser, Markus Hoche, Sina Knoll und Stella Berglund.

Nicht zuletzt sind wir all unseren Autor_innen und Leser_innen zu großem Dank verpflichtet, denn ohne sie wäre die Herausgabe unseres inzwischen siebenten Heftes nicht möglich gewesen!

Veranstaltungen zum Thema

04.-05. April 2013

„Transnationale Räume und Geschlecht“. Tagung der DGS-Sektion Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Paderborn:

http://www.frauen-undgeschlechterforschung.de/tl_files/content_sektion/pdf/aktuell/tagung_paderborn.pdf

18.-19. April 2013

„Frauen in der Spitzenforschung – zum Verhältnis von Geschlechterungleichheit und Exzellenz“.

Tagung des Centrums für Globalisierung und Governance der Universität Hamburg:

http://www.soziologie.de/fileadmin/user_upload/DGS_Redaktion_BE_FM/Veranstaltungsdokumente/Tagungen/2013/13-04_Spitzenforschung.pdf

06.-07. Juni 2013

„Recht und Religion in soziologischer Perspektive“. Gemeinsame Tagung der DGS-Sektionen Rechts- und Religionssoziologie am Käte Hamburger Kolleg „Recht als Kultur“ in Bonn:

<http://www.recht-als-kultur.de/de/aktivitaeten/tagungen-und-workshops.2/recht-und-religion-in-soziologischer-perspektive.84/>

26.-28. Juni 2013

„Neue Achsen der Ungleichheit? Beiträge zum ‚Intersectional Turn‘ in der Geschlechterforschung“. Workshop des Komitees Geschlechterforschung auf dem Kongress der

Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie zum Thema „Ungleichheit und Integration in der Krise“ an der Universität Bern:

<http://www.resmarti.ch/wp-content/uploads/2013/01/CfP-Intersectional-turn-in-der-Geschlechterforschung-SGS-Kongress-Bern-2013.pdf>

26.-28. Juni 2013

„Ein ‚alter Hut‘?: Soziale Ungleichheit und Geschlecht – Perspektiven im Kontext aktueller globaler und nationaler Entwicklungen“. Workshop auf dem Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie zum Thema „Ungleichheit und Integration in der Krise“ an der Universität Bern:

http://www.frauen-undgeschlechterforschung.de/tl_files/content_sektion/pdf/call_f_papers/CfW_Soz.Ungleichheit_&Geschlecht_SchweizerSoziologiekongress.pdf

04.-05. Juli 2013

„Life Course Transitions after Separation: Step-families, Lone and Non-residential Parenthood“. Workshop des Deutschen Jugendinstituts München und des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung Rostock in Berlin:

http://www.demogr.mpg.de/en/projects_publications/workshops_1907/default.htm

12.-14. Juli 2013

„Körper-Technologien – Ethnografische und gendertheoretische Perspektiven auf die Refigurationen des Körperlichen“. 14. Arbeitstagung der dgv-Kommission Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Göttingen:
<http://www.d-g-v.org/kommissionen/geschlechterforschung/nachrichten/cfp-arbeitstagung-2013-koerpertechnologien>

19.-21. September 2013

„Devianz als Risiko. Neujustierungen des Umgangs mit Delinquenz und sozialer Auffälligkeit“. Tagung der DGS-Sektion Sozialprobleme und soziale Kontrolle in Siegen:
http://www.bildung.uni-siegen.de/faecher/erziehungswissenschaft/sozialpaedagogik/tagungen/cfp_risikotagung.pdf

26.-27. September 2013

„Krise der Männlichkeit(en)?“ Sektionsveranstaltung auf dem ÖGS-Kongress 2013 zum Thema „Krisen in der Gesellschaft – Gesellschaft in der Krise. Herausforderungen für die Soziologie“ an der Johannes Kepler Universität Linz:
http://www.jku.at/soz/content/e134732/e196411/Programm_Version2.pdf

26.-27. September 2013

„Arbeit, Geschlecht & soziale Ungleichheiten in der Krise“. Sektionsveranstaltung auf dem ÖGS-Kongress 2013 zum Thema „Krisen in der Gesellschaft – Gesellschaft in der Krise. Herausforderungen für die Soziologie“ an der Johannes Kepler Universität Linz:
http://www.jku.at/soz/content/e134732/e196411/Programm_Version2.pdf

04.-06. Oktober 2013

„Krisen, Prozesse, Potenziale“. 4. Studentischer Soziologiekongress veranstaltet durch den Arbeitskreis Soziologie e.V. an der Universität Bamberg: <http://www.sociologiekongress.de/>

10.-12. Oktober 2013

„Musik, Gender & Differenz – Intersektionale und postkoloniale Perspektiven auf musikalische Felder“. Konferenz an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien:
<http://soziologieblog.hypotheses.org/4087>

25.-26. Oktober 2013

„Religion und Moral. Empirische Forschungsbefunde zu Wirkungsweisen, -richtungen und -stärken“. 5. Tagung des Arbeitskreises quantitative Religionsforschung an der Universität Münster:
<http://www.uni-muenster.de/Soziologie/aqr/tagungen/2013-1.html>

Das Redaktionsteam



Nadja Boufeljah, 23, studiert Erziehungswissenschaften und Soziologie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.
Aufgaben im Verein: Blog, Öffentlichkeitsarbeit und Anzeigenkontakt
E-Mail: nadja.boufeljah@soziologiemagazin.de

Mandy Hyna, 29, studierte Medien- und Kommunikationswissenschaft und Soziologie an der MLU Halle-Wittenberg und an der Deakin University in Burwood/Melbourne.
Aufgaben im Verein: Lektorat, Rechnungsprüfung
E-Mail: mandy.hyna@soziologiemagazin.de



Nadine Jenke, 24, studiert Zeitgeschichte (M.A.) an der Universität Potsdam.
Aufgabe im Verein: Koordination Lektorat
E-Mail: nadine.jenke@soziologiemagazin.de

Benjamin Köhler, 28, Soziologe (B.A.), studiert Europäische Kulturgeschichte (M.A.) an der Viadrina Frankfurt/Oder.
Aufgaben im Verein: Vorstand, Heftkoordination, Blog, Social Media und Öffentlichkeitsarbeit
E-Mail: benjamin.koehler@soziologiemagazin.de



Sarah Kaschuba, 22, studiert Geschichte und Soziologie (B.A.) an der Universität Potsdam.
Aufgaben im Verein: Lektorat, Blog
E-Mail: sarah.kaschuba@soziologiemagazin.de



Anne Kränkel, 22, studiert Soziologie und Psychologie (B.A.) an der MLU Halle-Wittenberg.

Aufgabe im Verein: allgemeine Aufgaben

E-Mail: anne.kraenkel@soziologiemagazin.de

Maik Krüger, 31, Magister Artium, studierte Soziologie, Politikwissenschaften und Psychologie an den Universitäten Rostock und Tübingen.

Aufgaben im Verein: Vorstand, Heftkoordination, Finanzen

E-Mail: maik.krueger@soziologiemagazin.de



Claas Pollmanns, 26, studiert Soziologie (M.A.) an der Universität Leipzig.

Aufgaben im Verein: Lektorat, Grafikdesign

E-Mail: claas.pollmanns@soziologiemagazin.de

Anett Ring, 29, Architektin (M.A.) und Redakteurin

Aufgaben im Verein: Layout und Satz, Druckvorstufe

E-Mail: anett.ring@soziologiemagazin.de

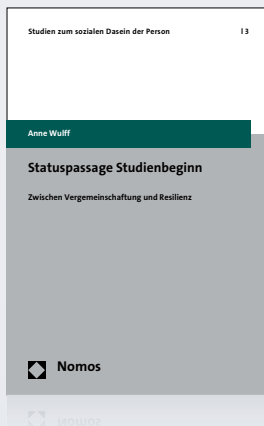


René Wolfsteller, 27, promoviert an der University of Glasgow zur Soziologie der Menschenrechte.

Aufgaben im Verein: Lektorat und Betreuung des wissenschaftlichen Beirats

E-Mail: r.wolfsteller@soziologiemagazin.de

Studien zum sozialen Dasein der Person



Statuspassage Studienbeginn

Zwischen Vergemeinschaftung
und Resilienz

Von Anne Wulff

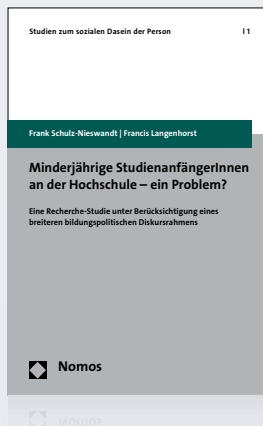
2013, Band 3, ca. 92 S., brosch., ca. 19,— €

ISBN 978-3-8487-0127-8

Erscheint ca. Februar 2013

www.nomos-shop.de/20364

Der Studienbeginn wird aus Sicht der Transitionsforschung als Statuspassage im Lebenslauf verstanden. Das als kritisch empfundene Lebensereignis bedarf zur Bewältigung der sozio-emotionalen Anpassung. Die (Recherche-)Studie beleuchtet die Betreuungs- und Vergemeinschaftungsangebote deutscher Universitäten zum Studienbeginn.



Minderjährige StudienanfängerInnen an der Hochschule – ein Problem?

Eine Recherche-Studie unter Berücksichtigung
eines breiteren bildungspolitischen
Diskursrahmens

Von Frank Schulz-Nieswandt und
Francis Langenhorst

2012, Band 1, 76 S., brosch., 19,— €

ISBN 978-3-8329-7670-5

www.nomos-shop.de/19398

Die Studie analysiert den Studienbeginn als Statuspassage im Lebenslauf, die sozio-emotional bewältigt werden muss. Spielt das reduzierte Eintrittsalter hierbei eine Rolle? Stehen die Hochschulen grundsätzlich vor der Aufgabe, den Start in das Studium nicht nur durch Informations- und Beratungsangebote, sondern durch soziale Vergemeinschaftungsangebote zu gestalten?



Nomos

Impressum

Herausgeber:

soziologiemagazin e.V., Institut für Soziologie,
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
Adam-Kuckhoff-Str. 41, 06108 Halle (Saale)

Gerichtsstand: Halle (Saale)

Vereinsvorstand:

Benjamin Köhler (Vorsitzender),
Maik Krüger (stellvertretender Vorsitzender);
vorstand@soziologiemagazin.de

Redaktion:

Nadja Boufeljah, Mandy Hyna,
Nadine Jenke, Benjamin Köhler,
Sarah Kaschuba, Anne Kränkel, Maik Krüger,
Claas Pollmanns, Anett Ring, René Wolfsteller;
redaktion@soziologiemagazin.de
www.sozologiemagazin.de

Erscheinen und Bezugsbedingungen:

Jährlich zwei Hefte. Open Access

Preis:

Einzelheft Print EUR 7,90 (zzgl. Versandkosten).
Die Bezugspreise enthalten die gültige Mehrwertsteuer.

Fragen bitte an: redaktion@soziologiemagazin.de

Das digitale Angebot finden Sie auf

www.budrich-journals.de

Bestellungen:

Bitte an den Buchhandel oder an:
Verlag Barbara Budrich,
Stauffenbergstr. 7,
D-51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171.344.594,
Fax: +49 (0)2171.344.693
info@budrich.de
www.budrich-journals.de / www.budrich-verlag.de /
www.budrich-academic.de

Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 30.10.2012.

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher,
Prof. Dr. Birgit Blättel-Mink,
Prof. Dr. Ulrich Bröckling,
Prof. Dr. Aldo Haesler,
Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel,
Oliver Neumann,
Dipl.-Sozialwirt Michael Ney,
Dr. Yvonne Niekrenz,
Dipl.-Sozialwirt Harald Ritzau,
Prof. Dr. Paula-Irene Villa,
Prof. Dr. Georg Vorbuba

Titelbild: Anett Ring, Katrin Gloggengiesser

Heft 7, Jg. 6, 2013

© 2013 Verlag Barbara Budrich:
Opladen / Berlin / Toronto

ISSN 2190-9768

SOZIOLOGIE

MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

C4P
bis
01. Juni
2013

CALL 4 PAPERS

Kriminalität und soziale Normen. Wer weicht hier eigentlich wovon ab?

Kriminalität setzt soziale Normierung voraus, denn ohne eine gesetzte Norm gibt es keine Möglichkeit, von ihr abzuweichen und in der Folge als „kriminell“ zu gelten.

Unser Call fragt also nach mehreren Aspekten: WIR WOLLEN WISSEN, was abweichendes Verhalten eigentlich ist, und wer (oder was) das festlegt. Inwiefern gefährdet es die soziale Ordnung? Kann abweichendes Verhalten auch konstitutiv für eine Gesellschaft sein?

Ein Augenmerk kann hierbei auch auf der Kreativwirtschaft liegen, die nicht selten mit Definitionen des „Normalen“ spielt und eigene Konzepte hervorbringt.

Verstöße gegen die und Abweichungen von der sozialen Norm müssen nicht per se kriminelles Handeln implizieren. Mit der Abstufung in Muss-, Soll- und Kann-Normen ist ein weites Feld für Regelbrüche gegeben, die unterschiedlich geahndet werden. Dabei sind es gesellschaftliche Aushandlungsprozesse, die diese Normen festlegen – und aufweichen können.

In Bezug zur Abweichung von der Muss-Norm wird von „Kriminalität“ gesprochen – also von rechtlich sanktionierten Verstößen. Die Kriminalsoziologie und Kriminologie suchen hierbei nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Ursachen für die Entstehung von Kriminalität, setzen sich jedoch auch kritisch mit dem Thema auseinander, indem sie etwa fragen: Welche Funktion hat eine Strafe eigentlich?

Oder: Wird die Gesellschaft tatsächlich krimineller, wie es die Medien suggerieren? Gerade mit Blick auf die Auswirkungen von Berichterstattung und Gewaltdarstellung im Fernsehen auf die subjektive oder kollektive Furcht vor Kriminalität gibt es großen Diskussionsbedarf.

Aus soziologischer Perspektive lässt sich eine ganze Reihe von Fragen anschließen, zum Beispiel:

- Was genau sagen uns die Kriminalstatistiken, und wie sollten wir mit ihnen umgehen?
- Mit welchen Methoden lässt sich Kriminalität am besten untersuchen, und was wissen wir über das sogenannte Dunkelfeld?
- Wie wird ein Mensch zu einer „abweichenden Person“, und welche Folgen hat dies für das Individuum wie auch für die Geltung einer Norm in einer Gesellschaft?

Habt ihr euch bereits mit solchen Fragen in einer Seminararbeit oder einem Vortrag auseinandergesetzt? Möchtet ihr eure Ergebnisse in Form eines wissenschaftlichen Artikels anderen Kommiliton_innen vorstellen? Dann schickt uns eure Artikel bis zum **01. Juni 2013** an einsendungen@soziologiemagazin.de.

Wir sind darüber hinaus stets an Rezensionen, Interviews oder Tagungsberichten interessiert – themenunabhängig! Hilfestellungen bekommt ihr auf unserer Website unter „Hinweise für Autor_innen“.